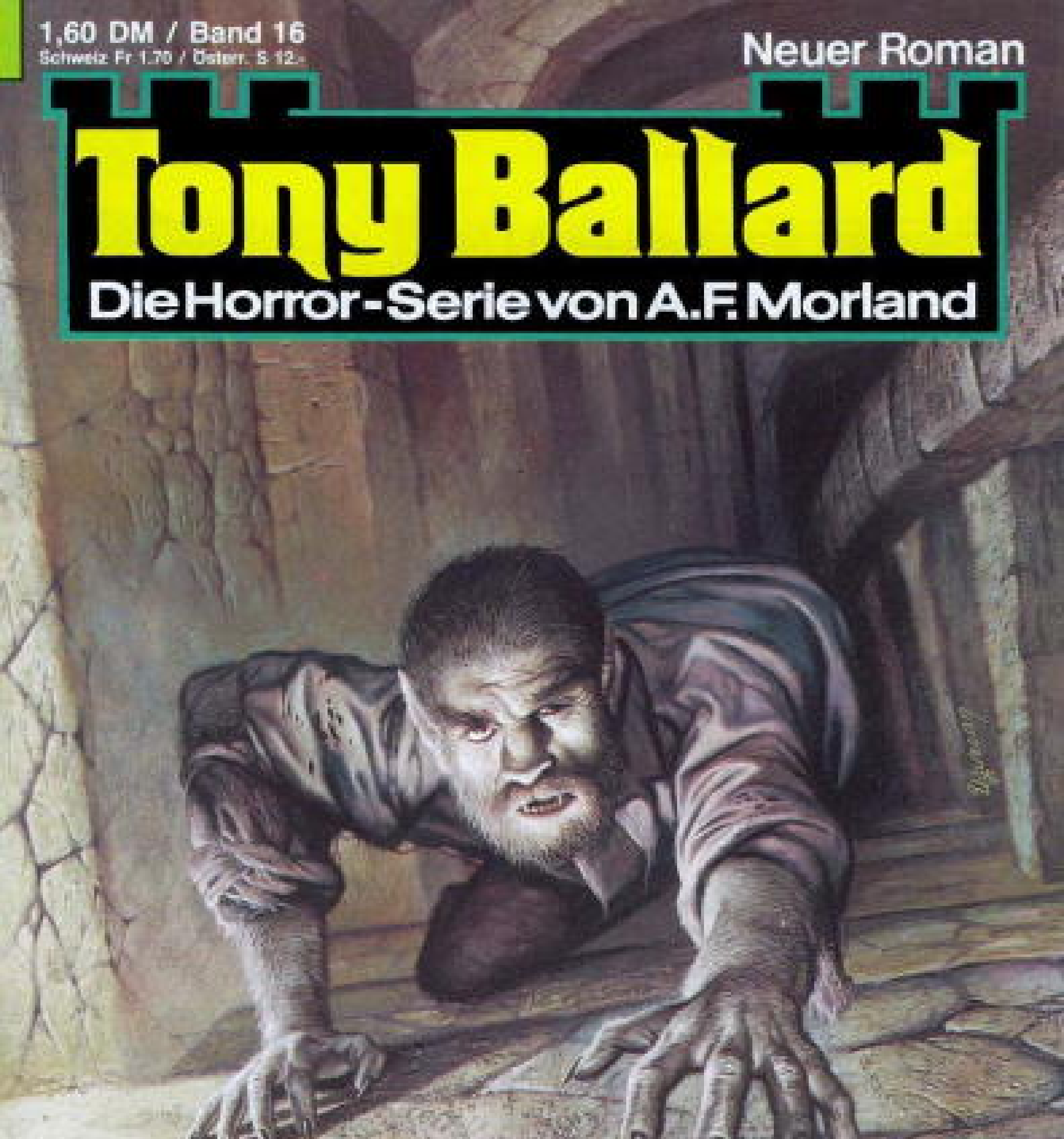


Der Satanswolf



Der Satanswolf

Tony Ballard Nr. 16

von A.F.Morland

erschienen am 29.04.1983

Der Satanswolf

Das Tier spürte, daß gewaltige Mächte mit ihm etwas vorhatten. Es lief unruhig im Käfig hin und her – ein starker, wilder Wolf mit geschmeidigen Bewegungen, einem graubraun glänzenden Fell und böse funkelnden Lichtern.

Die Hölle würde nach dem Wolf greifen. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen. Der Satan würde in diesem grausamen Spiel die Regie übernehmen und ein Ungeheuer schaffen, vor dem eine ganze Stadt zittern sollte…

Den Satanswolf!

Bernhard Zwerenz zündete sich eine Zigarette an. Er blies den Rauch gegen den Wind und wandte sich seinem Kollegen Norbert Schenk zu. »Zu Hause alles in Ordnung?«

Schenk nickte. »Einigermaßen.«

»Ist deine Tochter Sabine immer noch im schwierigen Alter?«

»Kann man wohl sagen«, brummte Schenk und wedelte mit der Hand, als hätte er sich verbrannt. »Weißt du, was sie neuerdings will? Fallschirmspringen.«

»Großer Gott, ist das nicht zu gefährlich für ein Mädchen?«

»Sie behauptet nein, und wie du sie kennst, wird sie ihren Willen wieder mal durchsetzen. Meine Frau ist zu schwach. Sie kann sich gegen Sabine nicht behaupten, und ich bin die meiste Zeit nicht daheim.«

Die beiden Männer befanden sich im Zoo von Hannover. Sie arbeiteten da als Tierpfleger. Soeben hatte sie die Elefanten versorgt, und nun waren sie zum Bärengehege unterwegs. Der Tierpark hatte seine Pforten schon verschlossen. Die Dämmerung setzte allmählich ein.

Zwerenz und Schenk kamen am Wolfskäfig vorbei. Sie vernahmen ein feindseliges Knurren und blieben stehen. Fünf Wölfe – abgesondert von den übrigen – sollten morgen nach Gelsenkirchen überstellt werden.

Fünf prächtige, furchterregende Tiere.

Vier von ihnen hielten sich im Hintergrund des Käfigs auf. Aber der Leitwolf stand am Gitter und knurrte die Tierpfleger haßerfüllt an. Seine Lefzen waren hochgezogen, die gefährlichen Reißzähne gefletscht.

»Ein Prachtbursche«, sagte Schenk. »Warum wir den an den Zoo von Gelsenkirchen abtreten, kann ich nicht verstehen.«

Zwerenz kräuselte die Nase. »Also, wenn ich ehrlich sein soll, ich weine ihm keine Träne nach. Der Kerl war mir nie besonders geheuer. Immer wenn ich im Wolfsgehege zu tun hatte, dachte ich, nicht lebend rauszukommen. Ich sage dir, dieser Wolf ist ein hinterlistiges Biest. Der wartet nur auf die Chance, einen Menschen zerfleischen zu können. In dem ist die wilde, grausame Natur am deutlichsten ausgeprägt.«

Das Tier schnellte an den dicken Gitterstäben hoch. Sein schlanker Körper streckte sich. Es schnappte in Zwerenz' Richtung. Der Mann wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Die Raubtierkiefer klappten hart aufeinander.

Bernhard Zwerenz sagte heiser: »Nun sieh dir diesen Verrückten an. Heute ist er ganz besonders in Fahrt. Meine Güte, wenn der so könnte, wie er wollte, würden wir keine fünf Minuten länger leben. Eine segensreiche Einrichtung ist so ein Gitter.«

»Er ist ein wunderschönes Tier«, behauptete Norbert Schenk.
»Würdest du das auch noch sagen, wenn es dir an die Kehle springt?«
»Er ist dafür geschaffen, zu töten.«
»Komm, hör auf.«
»Wölfe sind die Gesundheitspolizei der Wildnis. Alles, was krank und schwach ist und sowieso keine Überlebenschance hat, wird von ihnen getötet.«
»Also ich fühle mich weder krank noch schwach, aber dieser Bursche würde mir liebend gern an die Gurgel springen, das sehe ich ihm an. Ich sage dir, von dem lesen wir noch mal in der Zeitung oder hören was Schreckliches über ihn im Radio. Der bringt noch mal einen Menschen um, das fühle ich.«
»Ach, was. Er ist hier hinter Gittern und wird es in Gelsenkirchen auch sein«, bemerkte Schenk. »Er wird nie die Möglichkeit haben, über einen Menschen herzufallen.«
»Sind Tierpfleger denn keine Menschen in deinen Augen?« fragte Zwerenz.
»Die werden sich vor ihm schon in acht nehmen«, sagte Schenk.
»Vielleicht sollte man sie vor diesem Burschen warnen.«
»Nicht nötig. Sie werden vom ersten Augenblick an erkennen, daß er gefährlich ist.«
»Oberstes Gebot ist: man darf ihm niemals den Rücken zukehren, sonst ist man erledigt.«
Der Wolf gebärdete sich wie verrückt. Sein Körper mit den stählernen Muskeln wuchtete mehrmals gegen die Gitterstäbe. Es hatte den Anschein, als wollte das Raubtier ausbrechen.
»Morgen«, sagte Bernhard Zwerenz mit hörbarer Erleichterung.
»Morgen schieben wir dich nach Gelsenkirchen ab, Freundchen. Dann kannst du die dort unglücklich machen.« Er wandte sich an Schenk. »Ob du's mir glaubst oder nicht, Norbert… Dieser Wolf hat 'ne Fehlschaltung. Obwohl in Gefangenschaft geboren, kann er sich damit nicht abfinden. Er wird eines Tages ausreißen – und dann möchte ich nicht in der Nähe sein.«

***

Die Hölle hatte Pläne…
Während der starke Leitwolf im Zoo von Hannover seltsam erregt war, war auch Detlev Menningmann in seiner Zelle der Strafvollzugsanstalt von Essen hochgradig nervös.
Er ahnte nicht, welches Schicksal ihm die schwarze Macht vorgezeichnet hatte. Er spürte nur, daß große Dinge ihren Lauf nahmen.
Wie ein gereiztes Tier lief auch er hin und her, und als der Aufseher einen Blick durch das Guckloch warf, knurrte Menningmann – fast wie

ein Wolf!

Über dem kahlen, nüchternen Bau lastete eine diesige Dämmerung, die allmählich dem Abend wich. Dunkelheit breitete sich im Gefängnishof aus. Und Menningmann – ein großer, kräftiger Mann – fand keine Ruhe. Im Gegenteil. Mit dem Einbruch der Dunkelheit wurde er noch unruhiger.

Werner Hassel, sein Zellengenosse – klein, mickrig, schmorbäuchig, mit einer überdimensionierten Sattelnase –, stand am vergitterten Fenster und blickte in den finsteren Hof hinunter.

Seit einem halben Jahr wurde er auf Staatskosten beherbergt und verpflegt. Man hatte ihn wegen Totschlags eingebuchtet. Seine Freundin Ulla hatte einem Gast in ihrer Stammkneipe schöne Augen gemacht. Hassel hatte dem Mann geraten, die Finger von dem Mädchen zu lassen, doch dieser hatte die Warnung des Mickrigen nicht ernst genommen.

So hatte sich Hassel mit dem Mut eines Löwen auf den Rivalen gestürzt. Bei der folgenden Schlägerei hatte Hassel nicht gut ausgesehen. Der andere hatte ihn nach allen Regeln der Kunst verdroschen.

Aber dann hatte Hassel einen Stuhl zu fassen gekriegt. Er schlug damit zu – und es gab einen Toten…

So schnell kann man im Gefängnis landen. Ein halbes Jahr war seitdem vergangen, und an Abenden wie diesem blickte Hassel immer in den finsteren Hof der Strafvollzugsanstalt und dachte an Ulla.

»Was mag sie heute wohl wieder treiben?« fragte er.

Detlev Menningmann reagierte nicht darauf.

»Wenn sie mich besucht«, setzte Hassel seinen Monolog fort, »schwört sie mir immer, keinen anderen Mann anzusehen. ›Ich bin dir treu, Werner. Niemals würde ich mit einem anderen Mann…‹ Sie lügt, aber ich tu' so, als würde ich ihr glauben, damit ich nicht durchdrehe. Ulla ist kein Mädchen, das ohne einen Mann leben kann. Ich wette, sie hat längst Ersatz für mich gefunden, ist aber zu feige, es mir zu gestehen.«

Menningmann lief weiter auf und ab.

Werner Hassel drehte sich um. Er war erst seit drei Stunden mit Menningmann zusammen. Sonderbar war dieser Zellengenosse.

Zumeist einsilbig. Und nachts murmelte er schwarze Gebete. Ja, er betete zum Teufel, damit dieser ihn aus dem Gefängnis holte.

Für Hassel war das Quatsch. Aber wenn es Menningmann half, sollte er sein Gebet weiterhin an die Hölle richten, ihn störte das nicht.

»Ich würde sonst was dafür geben, wenn ich rauskönnte«, sagte Werner Hassel. »Ich würde sofort zu Ulla gehen und… Meine Herren, sie dürfte mit keinem anderen Mann zusammen sein, sonst … Ich könnte mich nicht beherrschen …«

Detlev Menningmann blieb stehen. Sein Blick war in weite Ferne gerichtet. Er schien mit seinen Gedanken nicht in dieser engen Zelle zu weilen.

»Wieso bist du heute so unruhig, Kumpel?« fragte Hassel. »Gehst du mit dem Mond? Wir haben fast Vollmond. Manche Menschen spinnen in dieser Zeit…«

Menningmanns glühender Blick ließ ihn verstummen.

»Entschuldige«, sagte er rasch. »War nicht so gemeint.«

Viele Häftlinge hielten Detlev Menningmann für einen Spinner.

Zwei Jahre saß er nun schon, und immer noch behauptete er steif und fest, er wäre unschuldig.

Er hatte ein großartiges Talent: er konnte wunderschön zeichnen, und die Häftlinge gaben bei ihm Zeichnungen in Auftrag. Für ein paar Mark zeichnete er, was sie sich wünschten. Ein hübsches nacktes Mädchen. Marilyn Monroe. Brigitte Bardot… In aufreizenden Positionen …

»Sag mal«, sagte Werner Hassel und begab sich zu seinem Bett.

Er setzte sich. »Haben sie dich wirklich unschuldig eingelocht? Oder ist das bloß deine Masche, weil du vorhast, deinen Fall vor Gericht noch mal aufzurollen?«

»Ich *bin* unschuldig«, knurrte Menningmann aggressiv.

»Du sitzt wegen Mordes.«

»Ich habe keinen Mord begangen.«

»Aber die Indizien waren gegen dich. Wir haben noch nie über deinen Fall gesprochen«, sagte Hassel. »Was ich weiß, habe ich von anderen gehört.«

»Ich bin nicht interessiert, den alten Käse wieder aufzuwärmen«, erwiderte Detlev Menningmann mit grimmiger Miene.

»Manchmal tut es aber ganz gut, sich seinen Ärger von der Seele zu reden.«

Menningmann ballte die Hände zu Fäusten. Er schlug damit gegen die Tür, die ihn daran hinderte, in die Freiheit zurückzukehren. »Ich bleibe hier nicht mehr lange.«

Das hatte er schon mehrmals gesagt. Vor allem deshalb hielt man ihn ja für einen Spinner, denn keiner konnte sich vorstellen, daß es Menningmann schaffte, auszurücken.

»In diesem Gefängnis werde ich nicht alt, das schwöre ich dir!«

sagte er zu Werner Hassel.

Dieser wiegte den Kopf. »Ich bin davon überzeugt, daß keiner der Gäste, die dieses sonderbare Hotel beherbergt, gern hier ist. Jeder von uns würde lieber heute als morgen von hier verduften. Aber dagegen haben die Aufseher etwas. Und es gibt eine Menge verschlossener Türen zwischen hier und der Freiheit.«

»Ich komme raus!« sagte Menningmann überzeugt. »Und dann wird

Rache genommen!«
»Also das würde ich an deiner Stelle lieber bleiben lassen.«
Menningmann starrte ihn durchdringend an. Mit diesem Blick konnte er in Beton Löcher bohren. »Man hat mir zwei Jahre meines Lebens gestohlen!«
»Justizirrtümer kommen eben hin und wieder vor. Das läßt sich nicht vermeiden.«
»Zwei Jahre sitze ich hier für einen Mord, den ich nicht begangen habe. Jetzt hab' ich was gut. Man hat mich für eine Tat bestraft, die nicht die meine war. Nun werde ich töten, um gleichzuziehen!«
Hassel schauderte. Menningmann sagte das mit einer so harten Bestimmtheit, daß nicht daran zu zweifeln war, daß er wirklich tun würde, sobald er freikam.
»Wie ist's denn zu deinem Mißgeschick gekommen?« wollte Werner Hassel wissen.
Würde Menningmann heute darüber reden?
Ja, an diesem Abend war Detlev Menningmann in einer besonderen Stimmung. Er lehnte sich an die Wand, und sein Blick schwenkte zum vergitterten Fenster ab.
»Es war vor zwei Jahren«, begann er. »Am Bahnhof Zoo, dem Eros-Center von Gelsenkirchen, wie ich immer zu sagen pflegte. Dort stehen sie unter der Zugbrücke, die Strichbienen, und warten auf Freier. Ich befand mich auf dem Heimweg. Da hörte ich die Schreie eines Mannes. Ich wollte ihm zu Hilfe eilen. Zwei Kerle bearbeiteten ihn, weil er mit einer Nutte seinen Spaß gehabt hatte, aber nicht bezahlen konnte. Da blitzte plötzlich die Klinge eines Messers. Und dann brach der Mann tödlich getroffen zusammen. Ich konnte es nicht verhindern. Völlig durcheinander war ich. Ich hätte wegrennen sollen, wie es die beiden Kerle taten. Statt dessen blieb ich und zog dem Toten das Messer aus der Brust. Ehe ich richtig kapierte, was passierte, waren die Bullen da. Sie fanden mich mit der Mordwaffe in der Hand neben der Leiche. Ein klarer Fall für sie, obwohl ich meine Unschuld beteuerte. Ich sagte: ›Ich kenne den Mann doch überhaupt nicht. Warum sollte ich ihn umbringen?‹ Doch sie hörten mir nicht zu. Keiner hörte mich an. Sie brachten mich aufs Revier. Endlose Verhöre. U-Haft-Zelle. Tags darauf setzten die beiden Killer der Frechheit die Krone auf, indem sie bei der Polizei erschienen, um sich als Augenzeugen zu melden. Sie behaupteten, sie hätten gesehen, wie ich mit dem anderen gestritten hätte. Und dann plötzlich hätte ich mein Messer gezückt und zugestochen. Das brach mir das Genick. Meinen weiteren Beteuerungen, unschuldig zu sein, schenkte man nicht die geringste Beachtung mehr. Das Urteil lautete: Lebenslange Haftstrafe! Aber ich schwöre dir, ich hole mir diese Hundesöhne. Maurus Ditaranto und Ricky Lardas heißen sie. Unvergeßlich haben sich ihre

Namen in mein Gehirn eingebrannt… Früher … früher konnte ich keiner Fliege etwas zuleide tun. Doch nun … Ich habe mich geändert. Das Schicksal hat mich ungerecht behandelt, und nun schlage ich zurück!«

Werner Hassel schmunzelte. »Das hört sich an, als würdest du noch heute hier rausspazieren.«

Menningmann schüttelte den Kopf.

Ein fanatisches Feuer glomm in seinen Augen. »Nicht heute. Aber morgen. Morgen ist mein großer Tag. Ich weiß es. Er hat es mir versprochen.«

»Er?« fragte Hassel verwundert. »Hast du etwa einen Komplizen?«

»Ja«, dehnte Detlev Menningmann, und es hörte sich begeistert an.

»Wen denn?« fragte Hassel.

»Den Teufel!«

***

Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten, der auf die Erde gekommen war, um hier den »Weißen Kreis« zu gründen, eine Institution, deren Aufgabe es sein würde, die Mächte der Finsternis und alle ihre gefährlichen Auswüchse zu bekämpfen, dieser Mann, der mit uns Seite an Seite in Protoc, der Welt der Pavian-Dämonen, gekämpft hatte, hatte Mr. Silver einen Floh ins Ohr gesetzt.

Wir gerieten vor einiger Zeit mit Mago, dem Schwarzmagier aneinander. [1]

Der Jäger der abtrünnigen Hexen brachte seine gefährlichen Schergen mit, die mit ihren gefürchteten Höllenpeitschen gegen uns vorgingen. Ein einziger Schlag machte aus einem Menschen ein lebendes Skelett.

Zum Glück wurde ich von keiner Höllenpeitsche getroffen.

Aber Mr. Silver.

Der Ex-Dämon verlor daraufhin nicht sein Leben, aber seine übernatürlichen Fähigkeiten, die er so oft schon wirkungsvoll gegen die schwarze Macht eingesetzt hatte. Damit war es seither vorbei.

Aber Pakka-dee hatte für einen Hoffnungsschimmer gesorgt. Er erwähnte den *Tunnel der Kraft*, der irgendwo in einer Falte zwischen den Dimensionen verborgen und sehr schwer zu finden sei.

Dämonen, und solche, die es mal gewesen waren – wie Mr. Silver –, konnten in diesem Tunnel ihre verlorenen Kräfte wiedererlangen. Aber es führte angeblich ein gefahrvoller Weg dorthin.

Es wurde denen, die ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten wiederhaben wollten, nicht leicht gemacht.

Es wurde eine Art Auslese getroffen, so daß nur die Tapfersten und Mutigsten ihre übernatürlichen Kräfte wiederbekamen.

Seit Daryl Crenna vom Tunnel der Kraft gesprochen hatte, befanden

sich Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, und ihr Freund Mr. Silver auf der Suche danach.

Ich hoffte, daß sie den Tunnel ausfindig machten, und es war mit Mr. Silver abgemacht, daß er den Kampf, der danach kam, nicht ohne mich aufnahm.

Es war sehr wichtig, daß der Ex-Dämon wiedererstarkte, und zwar so bald wie möglich, denn wenn unsere Gegner herausfanden, daß Mr. Silver nun so verletzbar wie ein Mensch war, konnten sie auf die Idee kommen, einen kraftvollen Blitzangriff gegen ihn zu starten, um ihn – weil es niemals eine bessere Gelegenheit geben würde – zu vernichten.

Während sich Roxane und Mr. Silver also auf der Suche nach dem Tunnel der Kraft befanden, nahm ich eine ungewöhnliche Einladung an, die mich nach Gelsenkirchen führte.

Meine Freundin Vicky Bonney hatte in Hollywood zu tun – und so war das Ballard-Team mal wieder in alle Winde zerstreut.

Privatdetektive hatten sich hier in Gelsenkirchen zu einer Tagung zusammengefunden. Es war die erste dieser Art. Aus allen Himmelsrichtungen kamen die Schnüffler angereist. Hamburg, München, Köln, Berlin, Baden-Baden…

Das beste Hotel der Stadt war voll mit Privatdetektiven, die im großen Festsaal über ihre Arbeit sprachen, Erfahrungen austauschten und sich Vorträge über den Einsatz von Computern zur Verbrechensbekämpfung und dergleichen mehr anhörten.

Und dann stand da noch ein Name auf der Gästeliste: TONY BALLARD.

Man hatte mich eingeladen und eigens aus London herübergeflogen, weil auch ich als Privatdetektiv tätig bin. Allerdings auf einem etwas anderen Gebiet als meine deutschen Kollegen.

Meine Fälle sind gespickt mit Grauen und Horror.

Meine Fällen haben einen übernatürlichen Background.

Meine Gegner sind zumeist Monster, Geister und Dämonen.

Das hatte sich inzwischen schon so weit herumgesprochen, daß ich für meine deutsche Kollegen kein Fremder mehr war, obwohl sie mich noch nie persönlich gesehen hatten. Man äußerte den Wunsch, mich kennenzulernen, und ich hatte nichts dagegen. Man bat mich, über meine außergewöhnliche Arbeit zu referieren, und ich tat dies gerne, denn die Männer und Frauen, zu denen ich sprach, hatten ihre Erfahrungen im Umgang mit Verbrechern, aber sie hatten keinen blassen Schimmer, wie man Geister und Dämonen bekämpfte. Mein Bemühen ging dahin, ihnen ein paar Richtlinien zu liefern, die die Wahrscheinlichkeit erhöhten, daß sie überleben würden, wenn sie das Pech haben sollten, auf ein Wesen aus der höllischen Unterwelt zu stoßen.

Als ich mein Referat beendete, wollte der Applaus nicht verstummen.

Mich durchrieselte ein angenehmer Schauer.
Es war beeindruckend, wieviel Sympathie mir meine deutschen Kollegen entgegenbrachten. Ich fand keine Worte, die nur annähernd das auszudrücken vermochten, was ich in diesem schönen, ergreifenden Augenblick empfand.
Einer dieser Kollegen hieß Rainer Trissenaar, ein Privatdetektiv aus Frankfurt. Er erinnerte mich ein wenig an Harry Dean, den ich im Verlaufe meines letzten Falles kennengelernt und der mit mir gegen Dr. Schock gekämpft hatte. [2]
Wir saßen in der Hotelbar. Ein Glas Pernod pur stand vor mir auf dem Tisch. Trissenaar blickte zu mir auf, als wäre ich etwas ganz Besonderes.
»Ihr Referat hat großen Anklang gefunden, Tony.«
»Das freut mich. Hoffentlich haben sich die Leute auch gemerkt, was ich sagte«, erwiderte ich. »Es kann noch mal von größter Wichtigkeit sein.«
»Wie kommt es, daß Sie laufend mit Abgesandten der Hölle zu tun haben?«
Ich lächelte. »Ich scheine einen ganz besonderen Riecher für solche Fälle entwickelt zu haben.«
»Wissen Sie, was mir großen Spaß machen würde?«
»Nein. Was?«
»Einmal an Ihrer Seite gegen einen Schwarzblütler zu kämpfen.«
Ich wiegte den Kopf. »Von Spaß kann in einem solchen Fall keine Rede sein, mein Lieber. Außerdem… Malen Sie den Teufel nicht an die Wand. Ich würde Gelsenkirchen gern verlassen, ohne mich mit Mitgliedern der Schwarzen Familie herumgeschlagen zu haben.«
Das wünschte ich mir.
Aber dieser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen, denn die Schwarze Macht hatte die Weichen bereits gestellt…

***

»Der Teufel!« murmelte Detlev Menningmann, und irgend etwas war in seinem Blick, das Werner Hassel verriet, daß sein Mithäftling die Wahrheit sagte.
»Er wird mich morgen befreien! Ich mußte lange zu ihm beten, doch nun hat er mich erhört und mir versprochen, mir zu helfen. Dafür mußte ich ihm versprechen, mich grausam zu rächen. Nichts leichter als das. Die Mörder kriegen von mir die Rechnung präsentiert. Aber nicht nur sie.«
»Wer noch? Hast du vor, noch jemanden umzubringen?« fragte Hassel gespannt. So viel und so offen hatte Detlev Menningmann noch nie zu ihm gesprochen.
»Ja«, brummte Menningmann, und sein Blick wurde stechend.

»Ganz oben auf meiner Liste stehen zwei weitere Namen!«
»Welche?«
»Martina Menningmann!«
Hassel riß die Augen auf. »Du willst auch deine Frau…?«
»Sie ist nicht mehr meine Frau. Sie trägt nur noch meinen Namen, hat sich von mir scheiden lassen – weil sie nicht mit einem Mörder verheiratet sein wollte. Auch sie glaubte mir meine Unschuldsbeteuerungen nicht. Sie ließ mir durch ihren Anwalt bestellen, sie sei noch jung und könne schon aus diesem Grund nicht mit mir verheiratet bleiben. Ich sei für sie verloren. Lebenslänglich. Das sind nach dem Gesetz fünfundzwanzig Jahre. Selbst wenn ich bei guter Führung nur zwei Drittel der Haftstrafe verbüßen muß, sind das siebzehn Jahre. So lange wollte Martina nicht auf mich warten. Sie reichte die Scheidung ein, um wieder frei zu sein. Frei für einen andern.«
»Gibt es einen solchen anderen?« fragte Werner Hassel.
»Markus Laber«, knirschte Menningmann.
»Wird er sie heiraten?«
»Kann sein. Martina wohnt bereits bei ihm, soviel ich gehört habe. Aber aus ihrem Glück wird nichts. Die beiden werden mich kennenlernen. Schon bald. Denn morgen… morgen komme ich raus!«
Hassel schloß die Augen. »Raus. Wie herrlich das klingt. Draußen ist Ulla. Ich würde sie mir wiederholen. Wir könnten zusammen ins Ausland gehen… Mann, ein wundervoller Traum wäre das.« Er öffnete die Augen wieder und sah Menningmann an. »Sag mal, könntest du mich nicht mitnehmen, wenn du den Knast verläßt?«
»Nein!« sagte Detlev Menningmann hart.
»Warum nicht?«
»Weil der Satan die Flucht nur für mich arrangiert.«
»Was macht es schon aus, wenn ich mich an dich hänge? Nur, bis wir draußen sind. Nachher trennen sich unsere Wege sofort.«
Menningmann schüttelte entschieden den Kopf. »Kommt nicht in Frage. Du bleibst hier!«
Idiot! dachte Werner Hassel. Ich wünsche dir, daß es nicht klappt.
Es wird sowieso nicht klappen. Weil der Teufel noch nie einen aus dieser Anstalt geholt hat. Das tut der überhaupt nicht. Du bildest dir nur so was ein, du Spinner. Morgen, mein Lieber, wirst du eine ganz große Enttäuschung erleben, und ich werde heimlich über dich lachen!

***

Bernhard Zwerenz und Norbert Schenk, die beiden Tierpfleger, fuhren einen transportablen Käfig an das Wolfsgehege heran.
»So, mein Freund«, sagte Zwerenz zum Leitwolf, der ihn aggressiv

anknurrte. »Nun geht's ab nach Gelsenkirchen. Wir wünschen eine gute Reise. Von nun an kriege ich keine Gänsehaut mehr, wenn ich hier vorbeikomme.«

Mit einer langen Holzstange wollte Zwerenz den Leitwolf veranlassen, sich in den angedockten Transportkäfig zu begeben. Das wilde Tier schnellte herum und biß nach der Stange. Das Holz splitterte, und Zwerenz zuckte heftig zusammen.

»Nun sieh dir diesen Verrückten an«, sagte er zu Schenk. »Der treibt's ja immer toller. – He!« rief er in den Käfig. »Hast du etwa die Tollwut?«

Das Tier starrte ihn so durchdringend an, daß ihm der Atem stockte. Schenk nahm ihm die Stange aus der Hand.

»Los! Vorwärts! Nun mach schon!« rief er. Der Leitwolf begab sich knurrend in den anderen Käfig, und die vier restlichen Wölfe folgten ihm.

Die Gittertür rasselte herunter. Zwerenz verriegelte sie. Der Leitwolf schnellte vor und schnappte nach der Hand des Tierpflegers, konnte sie wegen der Gitterstäbe aber nicht erreichen.

»Was sagt man dazu?« ärgerte sich Zwerenz. »Auf mich hat er's ganz besonders abgesehen.«

»Weil er merkt, daß du ihn nicht magst.«

»Er benimmt sich nicht so, daß man ihn mögen kann«, brummte Zwerenz.

Schenk schwang sich auf einen Hubstapler. Die beiden langen Metallgabeln schoben sich unter den Wolfskäfig. Das Fahrzeug wendete auf der Stelle. Schenk verfrachtete den Käfig auf die Ladefläche eines Lastwagens und forderte Zwerenz auf, einzusteigen.

Bernhard Zwerenz stieg auf der Beifahrerseite ein. Der Wolf heulte und kläffte. »Er hat den Teufel im Leib!« behauptete Zwerenz.

»Unsinn«, widersprach ihm Norbert Schenk. »Das Tier ist lediglich aufgeregt, weil etwas Ungewohntes mit ihm passiert. – Hast du die Frachtpapiere?«

Zwerenz klopfte auf seine Brusttasche. »Ja.«

Schenk startete den Motor. Sie verließen das Areal des Tierparks und fuhren zum Bahnhof.

Zwerenz war sichtlich erleichtert, als sie den Käfig mit den Wölfen los waren. Die Tiere verschwanden in einem der Güterwaggons.

Als Schenk und Zwerenz wieder in ihren Lkw stiegen, vernahmen sie das markerschütternde Jaulen und Heulen des Leitwolfs, in das die anderen Wölfe nun einfielen.

»Hört sich an, als würden sie uns nicht gern verlassen«, sagte Schenk grinsend.

»Hört sich an«, sagte Zwerenz, während ihn die Gänsehaut überlief, »als wollten sie wiederkommen und sich dafür revanchieren, daß wir

sie nach Gelsenkirchen abschoben. – Komm, fahr los. Ich will weg von hier. Die Tiere sind zwar gut verwahrt, aber mir ist trotzdem nicht geheuer.«

***

Detlev Menningmann machte die ganze Nacht kein Auge zu. Er malte sich seine Rache in den buntesten Farben aus. Maurus Ditaranto, Ricky Lardas, Markus Laber, Martina Menningmann…

Sie würden die ersten sein. Doch danach würde Menningmann noch nicht zufrieden sein. Es gab noch viele Leute mehr, an denen er sich rächen wollte.

An den Polizisten, die ihn festgenommen hatten.

An den Zeitungsleuten, die ihn als Mörder hingestellt hatten.

Und der Staatsanwalt und der Richter sollten auch nicht leer ausgehen…

Oh, es gab viel zu tun für ihn, wenn er erst mal draußen war!

Der Tag brach an. Zuerst war er nicht mehr als ein grauer Schimmer, der sich zwischen den Gitterstäben in die Zelle drängte.

Allmählich wurde der Schimmer heller, und schließlich lachte die Sonne zum vergitterten Fenster herein. Ein neuer Tag. Ein Tag voll Überraschungen, Angst und Schrecken. Ein Tag, an dem viel Blut fließen würde, nahm seinen Lauf.

Nach dem Frühstück sagte Werner Hassel: »Heute, wie?«

»Ja«, flüsterte Detlev Menningmann mit angespannten Nerven.

»Heute ist mein großer Tag. Der Tag der Rache!«

»Wann… wann wird es sein?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Menningmann. »Das bleibt ganz *ihm* überlassen.«

Du bist jetzt schon nicht ganz richtig im Kopf, mein Junge, dachte Hassel schadenfroh. Die Enttäuschung wird dich heute wohl ganz überschnappen lassen. Ich denke, ich werde dann um Verlegung in eine andere Zelle bitten, sonst steckst du mich mit deinem Wahnsinn noch an.

Schwarzmagische Ströme flossen unmerklich in die Zelle.

Detlev Menningmann hatte plötzlich eine Vision. Er sah fünf Wölfe in einem Käfig. Sie befanden sich in einem Güterwaggon, und Menningmann wußte, daß ihr Ziel Gelsenkirchen war.

Dorthin muß auch ich! dachte er.

»Du träumst mit offenen Augen«, stellte Werner Hassel fest.

»Verrätst du mir, was du siehst?«

»Wölfe«, antwortete Menningmann.

Hassel überlief es kalt. »Ich mag diese Bestien nicht. Sie sind mir unheimlich. Wenn ich wählen müßte zwischen Freiheit in einer Gegend, in der es Wölfe gibt, und dieser Zelle, würde ich mich für den

Knast entscheiden, denn hier bin ich vor diesen blutrünstigen Ungeheuern sicher.« Er schüttelte sich. »Sie sind Geschöpfe der Hölle. Ausgestattet mit einem erschreckenden Mordtrieb. Wenn sie Blut riechen, verlieren sie den Verstand. Sie fallen sogar über ihre eigenen Artgenossen her, wenn diese verletzt sind.«

»Sind sie dir deshalb so verhaßt, weil sie uns Menschen ähnlich sind?« fragte Menningmann mit einem kalten Lächeln.

»Uns ähnlich?«

»Fallen wir nicht auch über unsere Artgenossen her? Aus Habgier, Haß, Neid, Zorn…«

»Das ist etwas anderes.«

»Ist es nicht.«

»Wir sind keine blutrünstigen Tiere!« sagte Werner Hassel laut.

»Wirklich nicht?« fragte Menningmann zweifelnd.

»Ganz bestimmt nicht.«

Detlev Menningmann setzte sich auf einen Stuhl. Seine Augen strahlten. »Wie auch immer, ich wäre gern ein Wolf. Stark und wild. Eine schreckliche Bedrohung für die Menschen. Ich wäre so grausam, wie du es dir in deinen schlimmsten Alpträumen nicht ausmalen kannst!«

Er hat wirklich nicht alle Streusel am Kuchen, dachte Werner Hassel unangenehm berührt. Er stellte sich vor, wozu sich Menningmann hinreißen ließ, wenn er ihn einmal beleidigte. Nicht auszudenken… Nein, mit diesem Irren wollte er keinen Tag länger in einer Zelle bleiben. Das war ihm zu riskant.

Die schwarzmagischen Ströme verdichteten sich.

Menningmann spürte sie. Er sprang aufgeregt auf. »Jetzt!« keuchte er. »Es… es ist gleich soweit! Die Freiheit winkt! Der Satan hält Wort! Die Hölle löst ihr Versprechen ein!« Sein Gesicht wurde Grau. An seiner Schläfe zuckte eine angeschwollene Ader.

Er schnappt über! dachte Hassel und entfernte sich zwei Schritte von Menningmann.

»Ich spüre sie, die Kräfte der Hölle!« stieß Menningmann heiser hervor. »Sie dringen in mich ein! Sie werden mich von hier fortholen!«

Hassel biß sich auf die Lippe. Was sollte er tun? Menningmann weiter spinnen lassen? Nach dem Aufseher rufen?

Oder war etwas dran an dem beginnenden Höllenspektakel?

Der Teufel kann vieles, das war unbestritten. Aber würde er sich für ein armes Würstchen wie Detlev Menningmann verwenden?

War es nicht verschwendete Höllenkraft, einem Mann zur Freiheit zu verhelfen, der unschuldig eingesperrt worden war?

Nicht, wenn dieser Mann hinterher grausame Rache nimmt!

dachte Werner Hassel, denn so etwas ist ganz im Sinne der Hölle.

Menningmanns Gesicht wurde fahl. Seine Augen weiteten sich, als

würde er furchtbar erschrecken.
Erlaubte ihm in diesem Moment der Satan einen Blick in die Dimensionen des Grauens?
Ein heftiger Schüttelfrost erfaßte Detlev Menningmann. Sein Gesicht rötete sich nun. Seine Haut schien mit einemmal zu glühen.
Werner Hassel traute seinen Augen nicht. Da schienen wirklich höllische Kräfte im Spiel zu sein. Sie fraßen sich in Menningmanns Körper. Er fing an zu brüllen, als würde ihn Salzsäure von innen heraus zerfetzen.
Hassel stand der Schweiß auf der Stirn.
Das hat er nun davon! dachte er aufgewühlt. Er rief den Teufel, und nun kommt er, aber nicht, um ihn zu befreien, sondern um ihn sich zu holen!
Hassel war davon überzeugt. Dieser Mann wird vor deinen Augen vom Teufel geholt!
Menningmanns ganzer Körper überzog sich mit einer etwa fünf Zentimeter dicken, glutroten Schicht. Der Mann darunter begann sich aufzulösen.
Holte der Teufel Detlev Menningmann wirklich in die Hölle?
Oder verschaffte er ihm auf diese spektakuläre Weise die Freiheit?
Erste Zweifel meldeten sich bei Hassel.
Schritte, draußen auf dem Gefängniskorridor. Die Aufseher kamen. Menningmann brüllte immer noch wie auf der Folter.
Werner Hassel wollte jetzt nichts falsch machen. Tage-, wochenlang hatte Menningmann zur Hölle gebetet, den Teufel beschworen. Warum sollte er damit keinen Erfolg gehabt haben?
Der Satan holt ihn jetzt raus! dachte Hassel. Sei nicht dumm, versuch dich an ihn zu hängen, dann muß er dich mitnehmen.
Menningmann winkt die Freiheit. Spring auf, auf den fahrenden Zug. Noch ist es nicht zu spät. Laß dir diese einmalige Chance nicht entgehen, sonst ist Menningmann allein draußen, und du bleibst weiter in dieser verdammten Zelle.
Es gehörte Mut dazu, diesen Schritt zu tun. Aber die Freiheit winkte. Und Hassel dachte an Ulla, an einen neuen Beginn mit ihr, irgendwo…
Im Schloß wurde der Schlüssel herumgedreht. Gleich würde die Tür aufschwingen. Menningmann war schon fast nicht mehr vorhanden. Wie ein Geist wirkte er, eingehüllt in diese rot glühenden Konturen.
Hassel gab sich einen Stoß. Er stürzte sich auf Menningmann.
»Nimm mich mit!« schrie er.
Mit ausgebreiteten Armen flog er auf den Mithäftling zu. Er umschlang die roten Konturen. Da raste etwas in seinen Körper, das ihn wie ein verletztes Tier aufschreien ließ. Er spürte einen gewaltigen Schlag, als hätte er eine Starkstromleitung berührt. Eine

unvorstellbare Kraft schleuderte ihn zurück und gegen die Wand.

Er brach ohnmächtig zusammen. Gleichzeitig erlosch das Glühen, und Menningmann war verschwunden.

Jetzt schwang die Zellentür auf.

Und die Wächter fanden nur noch Werner Hassel vor. Detlev Menningmann war die Flucht aus der Strafvollzugsanstalt mit Hilfe des Teufels gelungen. Doch die Hölle hatte noch ganz andere Pläne mit ihm…

***

Es klopfte. Ich befand mich in meinem Hotelzimmer und telefonierte gerade mit Hollywood. Vicky Bonney war am anderen Ende der langen Leitung. Sie hatte meine Stimme hören wollen. Sie sage mir, daß sie sich nach mir sehnte.

»Wir sind bald wieder beisammen«, versprach ich ihr.

»Wie gefällt es dir auf der Tagung?« wollte die blonde Schriftstellerin wissen.

»Ausgezeichnet. Ich habe eine Reihe netter Leute kennengelernt.«

Ich erzählte ihr nicht ohne Stolz, welche Beliebtheit ich bei meinen deutschen Kollegen genoß.

»Tja«, sagte Vicky und lachte. »Das ist eben Tony Ballard – Mister Charming.«

»Und wie geht es dir?« erkundigte ich mich. Es klopfte wieder.

»Augenblick«, sagte ich, »da ist ein lästiger Typ an meiner Tür.« Ich hielt den Hörer gegen meine Brust. »Wer ist da?« rief ich.

»Trissenaar«, kam es durch die Tür.

»Kommen Sie herein«, rief ich und meldete mich wieder bei Vicky: »Bin schon wieder zur Stelle. Wie es dir geht, wollte ich wissen.«

»Ach, frag nicht, Tony«, seufzte meine Freundin. »Man schleppt mich von einer Party zur andern.«

Die Tür öffnete sich. Rainer Trissenaar trat ein. Ich nickte ihm zu und sagte in die Membrane: »Man will das Kleinod aus London eben überall stolz herumzeigen. Ich kann das verstehen. Gehen die Dreharbeiten zu deinem zweiten Film gut voran?«

»Man hofft, fristgerecht fertigzuwerden.«

»Der Streifen wird genauso ein Hit wie der erste.«

Vicky lachte. »Von wem hast du das?«

»Das spüre ich einfach. Ciao, Vicky. Laß dir von keinem schönen Mann den Kopf verdrehen. Hollywood ist diesbezüglich ein gefährliches Pflaster, habe ich mir sagen lassen.«

»Ich bin nicht zum erstenmal hier.«

»Ach ja, richtig. Dann weißt du ja, wie du den vielfältigen Versuchungen widerstehen kannst.« Wir sagten uns noch ein paar schöne Dinge, die nicht für Trissenaars Ohren bestimmt waren, dann

legte ich auf, und Rainer Trissenaar warf die Zeitung vor mir auf den Tisch.

»Sie scheinen mit Ihrer bloßen Anwesenheit überall Aktivitäten der schwarzen Macht auszulösen«, sagte er. Seine Augen funkelten vor Eifer. Er schien sich Chancen auszurechnen, mit mir gegen die Hölle antreten zu können.

»Was ist passiert?« fragte ich.

Er wies auf die Schlagzeile. »Lesen Sie.«

HAT DER TEUFEL EINEN MÖRDER BEFREIT? lautete die reißerische Headline.

»Was sagen Sie dazu?« fragte Rainer Trissenaar aufgekratzt.

»Moment«, erwiderte ich und überflog den Artikel. Ich erfuhr von einem Mann namens Detlev Menningmann, der wegen Mordes zur Verbüßung einer lebenslangen Haftstrafe in der Strafvollzugsanstalt Essen gesessen hatte. *Hatte* – denn nun befand er sich nicht mehr dort.

Angeblich hatte ihm der Satan zur Flucht verholfen. Unmöglich?

Wer die Hölle so gut kennt wie ich, weiß, daß nichts unmöglich ist.

Wenn es Menningmann gelang, sich mit dem Höllenfürsten zu verbünden, war es für diesen eine Kleinigkeit, dem Häftling diesen Dienst zu erweisen.

»Spurlos verschwunden«, sagte Trissenaar. »Geflohen aus einer abgeschlossenen Zelle. Ist das ‘n Ding? Das lassen Sie doch nicht auf sich beruhen, oder? Detlev Menningmann soll unschuldig gesessen haben.«

Ich nickte. »Ich hab’s gelesen.«

»Das hat ihn so sehr verbittert, daß er sich dem Bösen zuwandte, um Hilfe zu erhalten. Und der Teufel hat ihm geholfen. Zwei Jahre redete er von Rache. Der Satan wird ihm weiterhin beistehen und ihm seine grausame Rache ermöglichen.«

»Das ist zu befürchten«, sagte ich leise.

»Was werden Sie unternehmen?« fragte Trissenaar wißbegierig.

»Wir können es als gegeben hinnehmen, daß Menningmann nach Gelsenkirchen kommt.«

»In dem Artikel wird ein Mithäftling erwähnt«, sagte ich.

»Werner Hassel«, bemerkte Rainer Trissenaar eifrig. »Man weiß nicht genau, was mit ihm passiert ist. Er muß auf irgendeine schreckliche Weise Kontakt mit dem Bösen gehabt haben, denn nun liegt er in dieser psychiatrischen Klinik und ist unansprechbar.«

»Ich werde versuchen, mit ihm zu reden«, sagte ich.

»Man wird Sie nicht zu ihm lassen.«

»Ich wette dagegen«, erwiderte ich schmunzelnd.

»Bin gespannt, wie Sie dieses Kunststück fertigbringen wollen«, meinte Trissenaar. Er rieb sich die Hände. »Endlich erlebe ich Tony Ballard, den Dämonenhasser, mal bei der Arbeit.«

Ich nahm den Telefonhörer auf. Das Mädchen in der Zentrale meldete sich. Ich nannte ihr eine Londoner Telefonnummer. Es war der Privatanschluß meines Partners Tucker Peckinpah. Ich hatte den schwerreichen Großindustriellen im Handumdrehen an der Strippe.

»Tony!« rief er erfreut aus. »Haben Sie den gewünschten Erfolg in old Germany?«

»Der Erfolg übertrifft meine kühnsten Erwartungen«, gab ich zurück.

»Dann darf man herzlich gratulieren.«

»Danke, Partner. Aber jetzt etwas anderes.«

»Was haben Sie auf dem Herzen, Tony?«

»Sie müssen wieder mal Ihre weitreichenden Beziehungen für mich spielen lassen. Ist es übrigens richtig, daß Sie soeben darangehen, Ihren Einflußbereich auf Mond, Jupiter und Saturn auszuweiten?«

Peckinpah lachte. »Nein, ganz so weit bin ich noch nicht.«

»Aber das kommt noch.«

»Schon möglich.«

Ich berichtete ihm, was passiert war und sagte ihm, daß ich mich gern mit Werner Hassel unterhalten hätte. »Vielleicht kann ich dem Mann auch helfen«, fügte ich hinzu. »Immerhin kam er mit dem Bösen in Berührung.«

»Lassen Sie mich kurz nachdenken, an wen ich mich wenden könnte«, sagte Tucker Peckinpah. »Ah, ich hab's.« Er nannte den Namen eines Bundestagsabgeordneten, mit dem er befreundet war.

Dieser würde mir die Wege mit Sicherheit ebnen.

Nicht nur deshalb war Tucker Peckinpah für mich so ungeheuer wertvoll.

»Mein Wagen steht auf dem Hotelparkplatz«, sagte Rainer Trissenaar schmunzelnd. Mir war klar, daß er sich so leicht nicht abschütteln lassen würde, deshalb erwiderte ich seufzend: »Na schön, dann kommen Sie.«

Sein Wagen war ein neuer weißer Opel Rekord. Wir fuhren von Gelsenkirchen nach Essen hinüber. Das war nicht weit.

Fünfundvierzig Minuten nach meinem Gespräch mit Tucker Peckinpah erreichten wir die Klinik, und – o Wunder – ich wurde da bereits erwartet. Der Chefarzt, ein Dr. Cernik – groß, ernst, mit einem weißen Mantel bekleidet – reichte mir die Hand. Auch Rainer Trissenaar begrüßte er mit Handschlag. Er bot uns in seinem nüchtern eingerichteten Büro Platz an. Wir setzten uns.

»Wie geht es Hassel?« wollte ich wissen.

Dr. Cernik wiegte bedenklich den Kopf. »Also ich leite diese Klinik nun schon seit siebzehn Jahren, aber ein solcher Fall ist mir noch nicht untergekommen.«

»Besteht Lebensgefahr für den Patienten?« erkundigte ich mich.

»Unter Umständen ja. Ehrlich gesagt, ich habe bisher an die Existenz

der Hölle nicht so recht geglaubt. Ich bin kein religiöser Mensch. Hölle, das war für mich immer so etwas Abstraktes wie der Himmel. Keiner kam von da je zurück. In meinen Augen schufen die Menschen diese beiden Begriffe, um dem Guten und dem Bösen eine Heimat zu geben. Doch auf einmal wanken meine Ansichten. Wenn man Hassel sieht, muß man einfach glauben, daß das Böse und mit ihm die Hölle existent ist.«

»Würden Sie uns zu Hassel führen?« fragte ich.

»Sehr gern«, sagte Dr. Cernik und erhob sich.

Auch wir standen auf.

Der Chefarzt musterte mich neugierig. »Man sagte mir, Sie hätten unter Umständen die Möglichkeit, Hassel zu helfen.«

»Ich möchte es auf jeden Fall versuchen.«

»Ist es für den Patienten gefährlich?«

»Nein«, antwortete ich überzeugt.

»Bitte folgen Sie mir«, forderte Dr. Cernik uns auf. Wir verließen sein Büro, schritten einen Gang mit hellen kahlen Wänden entlang und gelangten in die Abteilung für schwere Fälle.

Wir hörten ihn schon von weitem schreien und toben.

»In der Zelle fand man ihn bewußtlos«, sagte Dr. Cernik. »Doch seit er die Besinnung wiedererlangte, gebärdet er sich wie ein Tier.«

Wir betraten die Zelle, in der Werner Hassel untergebracht war.

Zwei vierschrötige Pfleger waren bei ihm. Hassel lag in einem stabilen Gitterbett, war mit breiten gepolsterten Lederriemen angeschnallt. Soweit sie es zuließen, bäumte er sich auf und warf sich hin und her. Das Bett wackelte. Der Mann schrie aus Leibeskräften.

Sein Gesicht war zu einer unmenschlichen Fratze verzerrt. Hassel war in Schweiß gebadet.

Angst und Grauen funkelten in seinem Blick. Die Panik schien seinen Geist völlig verwirrt zu haben.

Betroffen blieb Rainer Trissenaar stehen. Ich ging auf das Bett zu.

Dr. Cernik nickte den Pflegern zu. Sie zogen sich zurück. Ich beugte mich über den Tobenden. Eine Gänsehaut kroch über meinen Rücken. Hassel würde sich zu Tode brüllen, wenn er so weitermachte. Ich empfand Mitleid mit ihm. Aus der Zeitung wußte ich, was er verbrochen hatte. Dafür hatte man ihn verurteilt. Doch die Strafe, die er jetzt zu tragen hatte, war zu grausam.

Er schrie ohne Unterlaß, und er schien entsetzliche Angst vor mir zu haben.

Das war natürlich Unsinn.

Nicht mich fürchtete er, sondern das, was sein verwirrter Geist ihm vorgaukelte.

Ich hoffte, ihm mit meinem magischen Ring helfen zu können.

Trissenaar, Dr. Cernik und die beiden Pfleger hielten den Atem an,

als ich meine Rechte zur Faust ballte und dem Brüllenden den schwarzen Stein meines Rings wie einen Stempel auf die Stirn drückte.

Der Mann verstummte schlagartig.

Er fiel irgendwie in sich zusammen.

Zum zweitenmal an diesem Tag verlor er das Bewußtsein. Dr. Cernik eilte herbei, um den Patienten zu untersuchen. »Er hat auf keine Beruhigungsspritze angesprochen«, sagte Dr. Cernik überrascht. »Ich ließ ihm die größtmögliche Dosis geben. Es nützte nichts. Er hätte darauf einschlafen müssen, doch er brüllte unermüdlich weiter.«

Trissenaar trat näher.

Auf Hassels Stirn war ein kleiner Brandfleck zu sehen. In der Form eines Pentagramms. Es war der Abdruck meines magischen Rings. Für mich bedeutete das, daß Werner Hassel durch Berührung das Böse unter die Haut gekriegt hatte, das ihn daraufhin unsagbar zu quälen anfing. Irgendwann wären die Qualen dann wahrscheinlich zu Ende gegangen, und Hassel wäre dem Bösen anheimgefallen. Der Mann hätte der schwarzen Macht vermutlich als Wirtskörper dienen müssen.

Das hatte ich durch mein Einschreiten zum Glück verhindert.

Die weiße Kraft, die sich in meinem Ring befand, hatte das Böse in Hassel zerstört. Der Mann würde langsam wieder auf die Beine kommen.

Das bestätigte mir Dr. Cernik, der Hassel untersuchte. »Ich glaube, er wird bald zu sich kommen«, sagte er.

Der Brandfleck auf Hassels Stirn verblaßte, und als der Patient die Augen aufschlug, war der Fleck auf seiner Stirn verschwunden.

Verwirrt blickte er sich um. Dr. Cernik, Trissenaar und die Pfleger rechneten damit, daß der Mann gleich wieder losbrüllen würde, doch Hassel blieb stumm, sein Gesicht verzerrte sich auch nicht mehr vor Angst und Grauen. Damit war es vorbei.

»Wie fühlen Sie sich, Herr Hassel?« fragte Dr. Cernik.

Und Werner Hassel bewies, daß er wieder ansprechbar war, indem er antwortete: »Müde. Hundemüde… Wo bin ich?«

Dr. Cernik nannte den Namen der Klinik.

»Darf ich jetzt mal?« fragte ich. Der Chefarzt nickte und trat zurück. »Mein Name ist Ballard. Tony Ballard, Herr Hassel. Ich bin Privatdetektiv und lebe in London. Zur Zeit nehme ich an einer Tagung von Privatdetektiven in Gelsenkirchen teil. Mein Job ist es jedoch nicht, hinter gewöhnlichen Verbrechern herzujagen. Ich jage gewissermaßen Großwild: Dämonen. Durch die Zeitung wurde ich auf Ihr Schicksal aufmerksam. Sie schwebten in großer Gefahr, die ich jedoch mit meinem magischen Ring bannen konnte. Wäre nett von Ihnen, wenn Sie sich dafür revanchieren würden.«

»Ich bin nur ein kleiner Sträfling…«

»Sie waren dabei, als Detlev Menningmann verschwand«, sagte ich.

»Ja. Der Teufel hat ihn aus der Zelle geholt.«
»Wie ging das vonstatten?«
»Eine ungeheuer starke Kraft hüllte ihn ein. Sein Körper bedeckte sich mit einer glühenden Schicht, unter der er sich langsam auflöste. Er mußte lange zur Hölle beten, bis sie ihn erhörte. Ich wollte nicht recht daran glauben, daß es wirklich dazu kommen würde. Aber dann passierte es vor meinen Augen.«
»Was taten Sie?« wollte ich wissen.
Hassel sah mich ehrlich an. »Ich dachte, wenn Menningmann jetzt rauskommt, häng' ich mich an ihn.«
»Und das haben Sie versucht.«
»Ja.« Werner Hassel drehte den Kopf zur Seite. »Ich hätte es nicht tun sollen. Ich erhielt einen fürchterlichen Schlag. Höllenqualen rasten in meinen Körper und ließen mich nicht mehr los. Ich verlor das Bewußtsein. Als ich es wiedererlangte, waren die Qualen doppelt so furchtbar…« Er seufzte gepeinigt.
»Nun, damit ist es nun ja vorbei«, sagte ich.
Hassel schaute mich wieder an. »Menningmann wird sich weiterhin auf die Unterstützung des Teufels verlassen können. Er wird sich grausam rächen.« Er nannte die Namen der gefährdeten Personen. Damit erwies er mir einen großen Gefallen. Nun war Menningmanns Marschrichtung bekannt.
Er würde entweder bei Maurus Ditaranto, Ricky Lardas oder Markus Laber und Martina Menningmann auftauchen.
Und unsere Aufgabe war es, den Höllengünstling an seiner Rache zu hindern.
Ich wies auf Hassel und sagte zu Dr. Cernik: »Jetzt gehört er wieder Ihnen.«
Mit Rainer Trissenaar verließ ich die Klinik. Mein Frankfurter Kollege wunderte sich immer noch über die Kraft, die in meinem magischen Ring steckte.
»Das ist nur eine von vielen Waffen«, sagte ich. »Man muß gut ausgerüstet sein, wenn man der Hölle die Zähne zeigen will, sonst hat man keine Chance.«
Wir stiegen in den Opel. Trissenaar schaltete das Autoradio ein.
Der Intelligenz-Song von Trio »Aha, aha, aha – da, da, da – du liebst mich nicht, ich lieb' dich nicht…« kam durch den Äther.
»Neue deutsche Welle«, sagte Trissenaar, und es klang, als würde er sich entschuldigen.
Der Song wurde für eine wichtige polizeiliche Durchsage unterbrochen.
Der flüchtige Strafgefangene Detlev Menningmann war in der Gegend von Schalke-Nord aufgetaucht. Die Polizei bat die Autofahrer, dieses Gebiet zu meiden. Eine Umfahrungsstrecke wurde genannt.

Anschließend ging es weiter mit »Da, da, da…«
Trissenaar schaute mich fragend an. »Schalke-Nord, Tony?«
Ich nickte, und er fuhr los.

***

Menningmann rannte in Richtung Handelshafen.

Sie waren hinter ihm her. Er haßte sie deswegen. Eine großangelegte Treibjagd veranstalteten sie auf ihn.

Aber sie würden ihn nicht kriegen. Niemand würde es schaffen, ihn wieder ins Gefängnis zu bringen. Er war stark. Stärker als je zuvor in seinem Leben. Die Kraft der Hölle pulsierte in seinen Adern.

Er spürte sie mit jedem Schlag seines Herzens.

Niemand sollte es wagen, ihm in die Quere zu kommen, denn das konnte für den Betreffenden schlimm ausgehen.

Detlev Menningmann drehte sich um. Blaulicht, Martinshorn – eine Funkstreife. Menningmann überkletterte eine Mauer. Das Polizeifahrzeug raste heran, fuhr an der Mauer vorbei.

Menningmann grinste.

Sie hatten ihn nicht bemerkt.

Niemand würde ihn aufhalten können. Sein Weg war genau vorgezeichnet und würde mit Leichen gepflastert sein. Maurus Ditaranto, Ricky Lardas, Markus Laber, Martina Menningmann – das waren die ersten vier Namen. Die ersten vier Toten. Aber es würden noch viel mehr Menschen ins Jenseits auswandern. Und er, Detlev Menningmann, würde ihnen dabei helfen.

Er blickte sich um.

Ein Lagerplatz.

Mit langen Sätzen eilte Menningmann auf einen Schuppen zu. In Gelsenkirchen war zur Zeit der Teufel los. Jeder verfügbare Polizeibeamte suchte den flüchtigen Sträfling. Deshalb beschloß Menningmann, zu warten, bis sich die ersten hohen Wellen geglättet hatten.

Später, wenn es in der Stadt nicht mehr gar so hektisch zuging, wollte er sein Versteck verlassen und sich an die *Arbeit* machen!

Er erreichte die Hintertür des Lagerschuppens. Es war abgeschlossen, und kein Schlüssel steckte. Aber seit der Teufel Menningmann aus dem Gefängnis geholt hatte, war der Sträfling kein normaler Mensch mehr.

Die Hölle hatte ihn mit Para-Kräften versehen, und die setzte er jetzt ein. Er wußte, daß sie in ihm steckten. Mittels Konzentration aktivierte er sie. Starr war sein Blick auf das Türschloß gerichtet.

Es klackte plötzlich.

Und dann ließ sich die Tür öffnen.

Menningmann grinste zufrieden. Er war nicht ganz sicher, aber er

glaubte, daß ihm in seinem nunmehrigen Zustand nicht einmal eine Polizistenkugel gefährlich werden konnte. Er würde in den nächsten Tagen seinen neu ausgestatteten Körper allmählich kennenlernen.

Und er würde für Schlagzeilen sorgen, denn in Gelsenkirchen würden die Menschen durch seine Hand wie die Fliegen sterben.

Er betrat den Schuppen und schloß die Tür hinter sich. Der Geruch nach frisch geschnittenem Holz stieg ihm in die Nase.

Welche Pläne die Hölle mit ihm hatte, wußte er nicht, darüber ließ ihn der Satan im unklaren, aber er war zuversichtlich, daß der Höllenfürst das Richtige tat.

Er würde für immer ein treuer Diener des Bösen bleiben. Erstens, weil ihn der Teufel aus dem Gefängnis geholt hatte, und zweitens, weil er gar nicht mehr anders konnte.

Er war zu einer Figur im gefährlichsten Spiel der schwarzen Macht geworden. Wohin man ihn auch stellte, er wollte im Sinne der Hölle sein Bestes geben.

Eine Schiebetür rollte zur Seite!

Detlev Menningmann trat zwei schnelle Schritte zurück. Jemand betrat den Lagerschuppen. Menningmann stieß mit dem Rücken gegen ein Brett, das an der Wand entlangrutschte und klappernd auf den Boden fiel.

»Wer ist da?« fragte eine kräftige Stimme sofort.

Menningmann zog sich hinter eine Kiste zurück.

»Hallo! Ist da jemand?«

Menningmann wolle nicht entdeckt werden. Er wußte, daß er vor dem Mann keine Angst zu haben brauchte. Aber er wollte dieses Versteck nicht verlieren, deshalb ahmte er das Miauen einer Katze nach. Täuschend echt klang es. Aber der Arbeiter fiel nicht darauf herein.

Menningmann preßte die Kiefer zusammen.

Verschwinde! dachte er zornig. Verlasse den Schuppen auf der Stelle! Du weißt nicht, in was für einer Gefahr du schwebst! Wenn ich will, kann ich dich mit der Kraft meines Geistes umbringen!

Der Arbeiter, ein vierschrötiger Mann im blauen Overall, ging auf die Kiste zu, hinter der Detlev Menningmann kauerte. Jörg Casta war sein Name. Vor wenigen Augenblicken hatte er erst die Meldung gehört, daß sich ein entsprungener Häftling in dieser Gegend herumtreiben sollte. Das umgefallene Brett schürte Castas Argwohn.

Er glaubte nicht recht daran, daß eine Katze das Brett umgeworfen hatte. Jedenfalls war er so gewissenhaft, um sich davon zu überzeugen, ob das Geräusch wirklich nur von einem Tier verursacht worden war, oder ob ein Mensch der Urheber war.

Detlev Menningmann preßte sich wie eine Sprungfeder zusammen.

Okay, dachte er. Wenn du's nicht anders haben willst, bin ich bereit,

die Herausforderung anzunehmen!

Seine Brauen zogen sich wie drohende Gewitterwolken zusammen. In seinen Augen entstand ein rötlicher Höllenglanz, das äußere Zeichen dafür, daß Menningmann kein gewöhnlicher Mensch mehr war, daß man ihm mit größter Vorsicht begegnen mußte, daß es jedoch viel besser war, einen großen Bogen um ihn zu machen.

Jörg Casta ballte die Hände zu Fäusten.

Er war ein furchtloser Mann, der hart zuschlagen konnte, wenn es sein mußte. Aber er war kein Raufbold. Nur wenn es sich nicht vermeiden ließ, setzte er seine große Kraft ein. Da er sich seiner Kräfte bewußt war, gab es nichts, wovor er Angst gehabt hätte.

Schon gar nicht fürchtete er sich vor einem entsprungenen Sträfling.

Daß diesem Menningmann der Teufel aus der Zelle geholfen hatte, hielt er für eine gewaltige Zeitungsente, und vielleicht würde er sich heute abend hinsetzen und einen geharnischten Brief an die Redaktion schreiben. Die Journalisten sollten ihre Leser doch nicht für so dumm verkaufen.

Daß sie die Wahrheit hin und wieder brutal verfälschten, ließ man sich ja zur Not noch gefallen. Aber wenn sie ihre Auflage nun schon mit Horror-Schlagzeilen hochpeitschen wollten, ging das entschieden zu weit.

Casta blieb stehen.

Er sah Schuhspitzen und grinste.

»So, Freundchen«, knurrte er. »Und nun, wo ich dich gefunden habe, stehst du ganz langsam auf und kommst hinter der Kiste hervor! Aber ich warne dich! Wenn du mich angreifst, schlage ich dir die Zähne ein!«

Die Schuhspitzen bewegten sich nicht.

»Ah, du möchtest meine Geduld testen«, sagte Casta. »Nun, da kann ich dir verraten, daß sie nicht sehr lange anhält!«

Nichts passierte.

Da handelte Jörg Casta.

Er machte drei schnelle Schritte auf die Schuhe zu. Im selben Moment federte Detlev Menningmann hoch, und als Casta seinen Blick sah, prallte er entsetzt zurück.

***

Schalke-Nord.

Rainer Trissenaar drehte Runde um Runde. Funkstreifen. Polizeisperren. Polizisten mit scharfen Hunden. Das Großaufgebot der Polizei suchte Detlev Menningmann. Wir wurden zweimal angehalten, mußten uns ausweisen, den Kofferraumdeckel hochklappen.

Als wir durch die Alfred-Zingler-Straße fuhren, sagte ich zu meinem Frankfurter Kollegen: »Ich glaube, was wir tun, hat wenig Sinn,

Rainer.«
»Wollen Sie nicht Menningmann finden?« fragte mich Trissenaar verwundert und ein wenig enttäuscht.
»Doch, natürlich. Aber Sie sehen ja dieses Polizeiaufgebot. Man hat ein engmaschiges Netz über Gelsenkirchen geworfen. Wir können daran nichts verbessern. Entweder Menningmann bleibt in diesem Netz hängen, oder…«
»Oder?«
»Oder es gelingt ihm, durch die Maschen zu schlüpfen.«
»Was dann?«
»Dann wird er bei jenen Leuten auftauchen, an denen er Rache nehmen will.«
»Was schlagen Sie vor, Tony?«
»Wir sollten diese Personen warnen. Vielleicht schaffen wir es, sie auf einen Punkt zu konzentrieren, an einem gemeinsamen Ort zu versammeln. Dann können wir auf sie aufpassen – und wenn Menningmann erscheint, schnappt die Falle zu.«
»Gute Idee«, sagte Trissenaar. »Bei wem fangen wir an?«
»Das ist egal.«
Trissenaar blieb vor der nächsten öffentlichen Fernsprechzelle stehen. Wir stiegen aus und durchstöberten das Telefonbuch. So erfuhren wir die Adressen und Telefonnummern der gefährdeten Personen.
Ich wählte eine Nummer nach der andern. Niemand zu Hause.
Niemand zu Hause. Niemand zu Hause… Erst bei Ditaranto hob jemand ab. Eine lallende Stimme meldete sich. Es handelt sich um ein Mädchen, das sternhagelvoll sein mußte.
»Ich möchte Maurus Ditaranto sprechen«, sagte ich.
»Darf man fragen, wer du bist, sympathische Stimme?« erwiderte das betrunkene Mädchen.
»Tony Ballard.«
»Oh, Ausländer.«
»Ich hoffe, Sie haben nichts gegen Ausländer.«
»Aber nein. Wo kommst du her?«
»Aus London.«
»Gefällt es dir in Gelsenkirchen, Tony?«
»Einigermaßen«, sagte ich ungeduldig.
»Sag bloß nichts gegen mein geliebtes Gelsenkirchen!«
»Sag' ich doch gar nicht«, erwiderte ich nervös. »Ich liebe es auch. Würden Sie nun bitte Ditaranto an den Apparat rufen?«
»Würde ich furchtbar gern für dich tun, Tony-Boy, aber er ist nicht daheim. Deshalb habe ich mich ja an seiner Hausbar vergriffen, um die Langeweile totzuschlagen. Merkt man's am Reden?«
»Überhaupt nicht«, log ich. »Hören Sie, es wäre sehr wichtig, daß ich

mit Ditaranto spreche. Wo kann ich ihn finden?«

»Keine Ahnung. Versuch's mal in seinem Billard-Club.« Das Mädchen nannte die Adresse.

»Danke«, sagte ich und wollte einhängen.

»Tony!« rief sie.

»Ja?« antwortete ich erwartungsvoll.

»Wie wär's, wenn du auf einen Sprung hier vorbeikommen würdest? Ich würde dich schrecklich gern kennenlernen. Du hast so eine angenehme Stimme.«

»Sie wären schrecklich enttäuscht«, gab ich zurück. »Ich bin häßlicher als Quasimodo, der Glöckner von Notre Dame, und habe einen noch viel größeren Buckel als dieser.«

»Wie schade.«

»Tja, so ist's nun mal im Leben. Einen Job als Rundfunksprecher könnte ich jederzeit kriegen, aber beim Fernsehen wäre ich 'ne Katastrophe.« Ich hängte den Hörer an den Haken und nannte Trissenaar die Straße, in der sich Ditarantos Billard-Club befand, und ich hoffte, daß wir den Mann da antreffen würden.

***

Jörg Casta stockte der Atem. Im Radio hatte man eine Personenbeschreibung durchgegeben. »... Die Polizei bittet um sachdienliche Angaben ...« So hatte es unter anderem geheißen. Kein Zweifel, dieser Kerl war Detlev Menningmann, der entflohene Häftling. Er trug Anstaltskleidung, und eine spürbare Bedrohung ging von ihm aus. Dieser Blick ... Noch nie war Casta so schrecklich angestarrt worden. Der Blick ging ihm wie ein Messer unter die Haut!

Casta merkte, wie ihn der Mut verließ.

Dieser Mann war ihm nicht geheuer. Mit Menningmanns Augen stimmte etwas nicht. Auf Augäpfel waren nicht weiß, sondern stark gerötet, als wären sie schwer entzündet!

Ein eiskalter Schauer rieselte Casta über den Rücken. Menningmann lachte böse. »Was willst du von mir, he? Mir die Zähne einschlagen? Mich überwältigen und der Polizei übergeben? Versuch's mal. Na los doch, versuch's!«

Casta wich zurück. Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn.

»Warum kommst du nicht her?« fragte ihn Menningmann herausfordernd. »Fühlst du dich auf einmal nicht mehr stark genug? Hast du vorhin den Mund zu voll genommen?«

Jörg Casta ließ die Zunge über seine Lippen huschen. »Hören Sie, verschwinden Sie!« keuchte er. »Ich habe Sie nicht gesehen. Sie waren nie hier. Machen Sie, daß Sie wegkommen, Menningmann!«

»Sehe ich das richtig? Du gibst mir eine Chance?«

»Ja.«

»Warum tust du das?«
»Weil… weil …«
»Weil du Angst vor mir hast!« blaffte Menningmann.
»Ja, vielleicht.«
»Weil ich dir unheimlich bin.«
»Kann schon sein«, preßte Jörg Casta aufgeregt hervor. Plötzlich schaffte er es nicht mehr länger, stehenzubleiben. Er kreiselte herum und ergriff die Flucht.
Menningmann hätte ihn leicht töten können, doch es gefiel ihm besser, mit Casta zu spielen. Der Mann im Overall stürmte aus dem Schuppen. Panikfalten gruben sich tief in sein Gesicht.
Detlev Menningmann aktivierte seine Para-Fähigkeiten. Neben dem Schiebetor war frisch geschnittenes Holz aufgeschichtet. Äste.
Armdick, armlang. Menningmann schleuderte ein paar davon mit der Kraft seines Geistes hinter Jörg Casta her.
Das erste Holz traf Castas Rücken. Der Mann schrie auf und stolperte. Er ruderte mit den Armen durch die Luft, um das Gleichgewicht nicht vollends zu verlieren.
Das nächste Holz traf Castas Schulter. Der Mann drehte sich im Lauf und schlug lang hin. Weitere Wurfgeschosse prasselten auf ihn herab. Die Holzknüppel tanzten auf dem Mann im Overall. Er rollte schreiend über den staubigen Boden, kam wieder auf die Beine und hetzte weiter, auf eine kleine Bretterhütte zu. Atemlos erreichte er sie, stieß die Tür auf, wankte hinein und warf die Tür aufgeregt hinter sich zu.
Schwer atmend lehnte er sich dagegen. Er blutete aus mehreren Rißwunden.
Sein irrlichternder Blick fiel auf das Telefon. Hilfe! schoß es ihm durch den hämmernden Kopf. Du brauchst Hilfe! Die Polizei muß her! Sie muß wissen, daß Menningmann hier ist!
Er stürzte sich auf den Apparat. Blitzschnell riß er den Hörer aus der Gabel und wählte den Polizeinotruf. Die erste Ziffer, die zweite…
Da erschien Menningmann am Fenster. Einem unheimlichen Schatten gleich schob er sich vor das Rechteck. Das Brennen in seinen Augen wurde intensiver. Sein grauenerregender Blick brachte das Glas zum Zerspringen.
Großer Gott, der Mann konnte unvorstellbare Dinge tun!
Das spiralenförmige Telefonkabel dehnte sich, obwohl es niemand berührte. Blitzschnell schlag es sich um Jörg Castas Hals. Der Mann im Overall wollte schreien, doch ein schmerzhafter Ruck schnürte ihm jäh die Kehle zu. Er bekam keine Luft mehr. Die Augen quollen ihm heraus. Sein Mund klaffte verzweifelt auf. Casta versuchte das Kabel von seinem Hals zu lösen. Unmöglich.
Menningmann verstärkte den Zug, und Casta sackte zusammen.
Das reichte dem entsprungenen Häftling. Mehr wollte er nicht. Er

hatte Casta seine Macht demonstriert, und er wollte, daß der Mann, wenn er aus seiner Ohnmacht erwachte, der Polizei davon berichtete.

Die Bullen werden noch großen Respekt vor mir kriegen! dachte Menningmann grinsend. In Kürze wird es kein Polizist mehr wagen, sich mir in den Weg zu stellen. Ich werde tun und lassen können, was mir Spaß macht. Niemand wird den Mut aufbringen, mich daran zu hindern.

Er warf den Kopf triumphierend zurück und lachte rauh.

»Danke, Satan! Hab Dank dafür, daß du mich mit diesen erschreckenden Kräften ausgestattet hast!«

***

Ditaranto befand sich nicht in seinem Billard-Club. Angeblich lernte der Zuhälter ein neues Mädchen an. Wir suchten ihn beim Bahnhof Zoo. Auch hier fanden wir ihn nicht. Ein sechzehnjähriges Mädchen sprach uns an. Strähniges Haar, Augen in tiefen grauen Höhlen, mager, sicherlich rauschgiftsüchtig.

»Na, ihr beiden«, sagte sie und wippte mit den knochigen Hüften.

»Na, du«, gab ich zurück.

»Habt ihr Lust?«

»Ja, und zwar dir den Hintern zu versohlen«, sagte ich.

Es blitzte kurz in ihren Augen. »Bist du von der Seelsorge, oder ruft mein Anblick bei dir väterliche Gefühle wach?« fragte sie herausfordernd.

»Keins von beiden. Ich finde es nur jammerschade, daß du dich so wegwirfst.«

»Ist mein Leben, oder?«

»Weißt du nichts Besseres damit anzufangen?«

»Was geht dich das an?« sagte die ärgerlich. »Also was ist nun? Werden wir uns einig oder nicht? Wenn nicht, dann haut ab, sonst versaut ihr mir das Geschäft.«

Rainer Trissenaar ließ einen Zwanzig-Mark-Schein knistern. Das Mädchen lachte. »Nein, mein Junge, dafür spielt sich überhaupt nichts ab, und schon gar nicht 'n Doppeldecker.«

»Ich möchte bloß eine Antwort kaufen«, sagte der Frankfurter Privatdetektiv.

Das Mädchen ließ die Banknote nicht mehr aus den Augen Sie rechnete sich bestimmt schon aus, wieviel Gramm Heroin sie dafür kriegte.

»Welche Antwort?« fragte sie.

»Wir suchen Ditaranto. Kennst du ihn?«

»Und ob ich das Schwein kenne«, zischte das Mädchen. »Er ist ‘n Widerling, der aus seinen Bienen das Letzte herausholt. Er läßt ihnen nicht einmal so viel Geld, daß sie sich ‘ne warme Mahlzeit kaufen

können.«
»Du arbeitest nicht für ihn?«
»Gott behüte, nein. Ehe ich für den anschaffe, springe ich lieber in den Rhein-Herne-Kanal.«
»Wo finden wir ihn?« wollte Trissenaar wissen.
»Wollt ihr ihm Ärger machen? Ich würd's begrüßen.«
Wenn wir ihr gesagt hätten, daß Menningmann ihn umbringen wollte, hätte sie uns nicht verraten, wo Maurus Ditaranto steckte, deshalb warf ich diplomatisch ein: »Wir sind auf keinen Fall seine Freunde. Verstehst du, was ich damit sagen will?«
Das Mädchen nickte erfreut. »Ihr trefft ihn im ›Bingo‹ an. Er ist mit ein paar Freunden vor einer halben Stunde dort hingegangen.«
Sie sagte uns, wo sich die Bar befand.
Trissenaar bedankte sich mit den zwanzig Mark. Sie stopfte das Geld in ihre leere Bluse. Busen war keiner vorhanden. Es waren nur Rippen zu sehen.
»Ehrlich«, sagte sie. »Die Auskunft hättet ihr von mir auch gratis haben können. Ich liebe es, Ditaranto Schwierigkeiten zu bereiten. Aber sagt ihm nicht, daß ich euch den Tip gegeben habe.«
»Sei unbesorgt, wir halten dich aus der Sache raus«, versprach Trissenaar. Wir kehrten zu seinem Opel zurück und setzten uns in das Fahrzeug. Seit Detlev Menningmanns ungewöhnlichem Ausbruch waren viele Stunden vergangen. Allmählich ging der Tag zur Neige.
Immer noch suchte die Polizei den entsprungenen Häftling.
Immer noch versuchten auch wir ihn zu kriegen.
Immer noch befand sich Detlev Menningmann aber auf freiem Fuß, und das gefiel mir ganz und gar nicht, denn er würde morden, das war so sicher wie das Amen in der Kirche, wenn wir ihn nicht rechtzeitig daran hinderten.

***

Menningmann begrüßte die Dämmerung. Er eilte die Grothusstraße entlang. Immer wieder blickte er sich aufmerksam um. Passanten waren keine unterwegs, und wenn ein Fahrzeug kam, zog sich der Höllengünstling stets rasch in eine Haustürnische oder eine Einfahrt zurück.
Das Böse lenkte seine Schritte, und als er ein großes, verwildertes Gelände erreichte, wußte er, daß er am Ziel angelangt war. Hierher wollte ihn die schwarze Macht führen. Hier sollte sich etwas Unglaubliches ereignen. Menningmann spürte, daß die Hölle etwas Großes mit ihm vorhatte, und er war bereit, es geschehen zu lassen.
Er verschwand auf dem verwilderten Gelände.
Vor dem Krieg hatte hier mal eine Siedlung gestanden. Heute waren davon nur noch spärliche Mauerreste übrig.

Im Zentrum des großen, leeren, einsamen Areals ragte eine mehr als hundert Jahre alte Kastanie auf. Darauf lief Menningmann zu.

Schwer atmend lehnte er sich an den dicken Stamm. Ein böses Grinsen zeigte sich auf seinem Gesicht. Dieser Mann im Overall, Jörg Casta, hatte sich mittlerweile bestimmt schon längst mit der Polizei in Verbindung gesetzt.

Nun wissen sie es! dachte Menningmann. Jeder Bulle weiß, daß mich die Hölle mit Para-Kräften ausgestattet hat. Sie werden sich hüten, mir zu nahe zu kommen.

Menningmann hatte den Eindruck, daß die Polizei ihre Aktivitäten etwas eingeschränkt hatte. Oder hatte sie den Schwerpunkt ihrer Aktionen in einen anderen Stadtteil verlagert? Nach Bismarck, Resse oder Erle…?

Der Höllengünstling lachte rauh. »Wie auch immer, sie kriegen mich nicht. Ich werde sie das Fürchten lehren! Ich mache jeden von ihnen kalt, der es wagt, mir in die Quere zu kommen.«

Er stieß sich vom Baum ab und ging weiter, nun nicht mehr so rasch. Er hatte es nicht mehr eilig. Er mußte hier warten. Zwar wußte er nicht, worauf, aber die Hölle wußte es, und das genügte. Er entdeckte eine kleine Höhle mit Feuerstelle, die vermutlich von spielenden Kindern angelegt worden war. Langsam ließ er sich auf den Boden nieder und schaltete geistig ab.

Plötzlich ging ein Ruck durch seinen schwarzmagisch verseuchten Körper.

Ein Güterzug ratterte heran. Die Schienen führten direkt an diesem einsamen Gelände vorbei. Die Zuggeräusche trieben Detlev Menningmann aus der finsteren Höhle. Er blies seinen Brustkorb voll auf, und mit einemmal wußte er, daß es ihm bestimmt war, auf diesen Zug zu warten.

Die Vision, die er noch in der Zelle gehabt hatte, fiel ihm ein.

Wölfe!

Er hatte Wölfe gesehen – und er wußte plötzlich, daß sich diese Wölfe in diesem Zug befanden. Eingeschlossen in einen Gitterkäfig.

Gefangen, wie er es bis vor kurzem noch gewesen war.

Er mußte sie befreien.

Die Hölle verlangte das von ihm.

Er rannte auf die Schienen zu. Ein Igel huschte davon. Ein Fasan nahm aufgeregt flatternd Reißaus. Die Zuglichter tauchten auf.

Wölfe! dachte Menningmann begeistert. Ich werde sie befreien und mich mit ihnen verbunden. Sie werden mir helfen, mich zu rächen.

Aufgeregt erreichte er die Schienen. Er sprang zwischen sie, auf die Schwellen. Der Zug ratterte heran. Der Damm vibrierte. Doch Menningmann hatte keine Angst. Der Zug konnte ihn nicht überrollen. Er würde seine Para-Kräfte einsetzen und den Güterzug zum Stehen

bringen!
Aufrecht stand er da. Ein unüberwindbares Hindernis!

***

Oskar Graf, der Lokführer, atmete erleichtert auf, als er den Rhein-Herne-Kanal überquerte. Bald hatte er es geschafft. In einer halben Stunde konnte er schon vor dem Fernsehapparat sitzen. Elli, seine Frau, würde ihm eine Flasche Bier bringen und den Klatsch loswerden, den sie tagsüber erfahren hatte, während er versuchen wurde, den Inhalt des Films mitzukriegen, ohne daß seine Frau merkte, daß er ihr so gut wie gar nicht zuhörte. Es interessierte ihn nicht, ob Köberl sich mit dem Rasenmäher verletzt hatte, ob dessen Nachbar mit ihm in Streit geraten war, weil er seine Himbeeren mit dem Wasserschlauch besprengte, obwohl dieser es nicht wollte und dergleichen mehr. Er wollte seine Ruhe haben, sich vor dem Bildschirm entspannen, einen seichten Film oder eine unterhaltsame Show sehen und nicht denken müssen.

Der Güterzug rollte auf jenes verwilderte Areal zu, das an die Grothusstraße grenzte.

Graf hätte die Strecke schon im Schlaf fahren können, so vertraut war sie ihm.

Hin und wieder liefen Kinder über die Schienen, um den Weg zum Kanal abzukürzen. Aus Erfahrung wußte Oskar Graf jedoch, daß um diese Zeit keine spielenden Kinder mehr auf dem einsamen Gelände waren. Bei Dunkelheit wagte sich keiner mehr her.

Dennoch war Graf besonders wachsam, als er nun auf den »Wildwechsel«, wie er die Stelle bezeichnete, an der die leichtsinnigen Kinder ihre Sicherheit aufs Spiel setzten, zufuhr.

Plötzlich weiteten sich seine Augen.

»Mein Gott!« stieß er aufgeregt hervor. »Ist der denn von allen guten Geistern verlassen?«

Auf den Schienen stand ein Mann. Reglos. Er schien sich überfahren lassen zu wollen. Ein Selbstmörder? Für Oskar Graf mußte es diesen Anschein haben. Er konnte nicht ahnen, daß Menningmann kein Selbstmörder war, sondern ein gefährlicher Mörder!

Graf gab Signal. Er wollte Detlev Menningmann damit von den Schienen verscheuchen, doch der Wahnsinnige rührte sich nicht von der Stelle. Das Licht traf Menningmanns Antlitz. Er grinste höhnisch. Graf leitete eine Notbremsung ein. Die Eisenräder blockierten und rutschten über die blanken Schienen. Funken flogen davon.

Oskar Graf standen die Haare zu berge. »Ich schaff's nicht!«

schrie er aufgeregt. Die schweren Waggons schoben die Lokomotive auf den Mann zu. »Weg!« brüllte der Lokführer. »Menschenskind, gehen Sie weg!«

Quietschend und kreischend bewegte sich der Güterzug auf Menningmann zu. Der Höllengünstling schien verloren zu sein. Obwohl Graf so aufmerksam wie möglich gewesen war, hatte er zu spät reagiert. Der Zug drohte Menningmann zu überrollen.

»O Gott!« schrie Graf verzweifelt.

Da hob Menningmann die Hände. Seine Handflächen waren dem Zug zugewandt. Bleich schimmerten sie in der Dunkelheit.

»Er ist verrückt!« brüllte Graf. »Er denkt, er kann den Zug mit bloßen Händen aufhalten! Weißt du, wie viele Tonnen da anschieben?«

Menningmann maß seine Para-Kräfte mit jenen des herannahenden Zuges. Er konzentrierte sich voll auf die Lokomotive. Die Hölle half ihm. Sie stemmte sich mit ungeahnter Kraft gegen den Zug und brachte ihn einen Meter vor Detlev Menningmann zum Stehen.

Graf hatte schon die Augen geschlossen, um nicht sehen zu müssen, wie es den Wahnsinnigen erwischte. Für ihn stand fest, daß der Zug den Mann zermalmen würde. Aufgeregt hämmerte sein Herz gegen die Rippen.

Da spürte er plötzlich, wie der Güterzug zum Stillstand kam. Er riß die Augen auf und konnte nicht glauben, was er sah.

»Das… das ist nicht möglich!« stammelte er. »Ein Wunder! Ein Wunder ist geschehen!« Zunächst freute er sich darüber. Doch dann schlug seine Wut voll durch. Er verließ die Lokomotive und rannte zu Menningmann. »Sagen Sie mal, sind Sie noch zu retten? Wie können Sie sich einfach auf die Schienen stellen? Sind Sie lebensmüde?«

»Keineswegs«, gab Menningmann grinsend zurück.

»Sie müssen den Verstand verloren haben!«

»Auch nicht. Ich wußte, daß der Zug mich nicht überrollen würde.«

»Es wäre um ein Haar passiert.«

»Tja, aber eben nur um ein Haar. Weil ich den Zug aufgehalten habe.«

»Mein Herr, Sie sind wirklich nicht ganz dicht!« ärgerte sich Graf.

»Wie kommen Sie dazu, sich hierher zu stellen? Was bezwecken Sie damit?«

»Ich wollte, daß der Zug anhält.«

»Wozu, verdammt noch mal?«

»Sie haben Freunde von mir in einem Ihrer Waggons.«

»Wie bitte? Freunde?«

»Die fünf Wölfe, die für den Ruhr-Zoo bestimmt sind«, sagte Menningmann.

»*Das* sind Ihre Freunde? Sagen Sie mal, aus welcher Irrenanstalt sind Sie denn entwichen?« Graf stutzte. Das Wort *entwichen* löste bei ihm einen Alarm aus. »Moment mal!« sagte er heiser. »Was tragen Sie denn für Kleidung? Sie kommen nicht aus ‘nem Irrenhaus, sondern aus dem Gefängnis!«

Detlev Menningmann lachte. »Ihnen kann man nichts verheimlichen, wie?«

»Na warte, Freundchen, dich werde ich…«

Oskar Graf stürzte sich auf den entsprungenen Häftling.

Menningmanns Para-Kräfte wurden sofort wieder aktiv. Sie packten den Lokomotivführer, ehe dieser ihn berühren konnte, rissen ihn hoch und schleuderten ihn gegen die Zugmaschine.

Graf stürzte, kämpfte sich verdattert wieder hoch und griff Menningmann erneut an. Abermals kriegte der Lokführer die Para-Kräfte des Höllengünstlings zu spüren. Diesmal hoben sie Graf höher. Drei, vier, fünf Meter hoch. Der Zugführer schrie entsetzt auf.

Jetzt erst begriff er, welche Kräfte hier im Spiel waren.

Menningmann löste die Verbindung.

Graf fiel wie ein Stein zu Boden und blieb reglos liegen.

Menningmann brauchte nicht lange nach den Wölfen zu suchen.

Er wußte, in welchem Waggon die Tiere sich befanden. Als er sich der verschlossenen Tür näherte, hob dahinter ein unheimliches Geheul an.

Menningmann grinste. Die Hölle hat uns zusammengeführt, dachte er begeistert. Von nun an werden wir stets zusammen bleiben.

Zwei Zugbegleiter tauchten auf. »He, was ist denn da los?«

Detlev Menningmann wandte sich ihnen zu. Ein scharfer Gedanke genügte. Die Männer griffen sich an den Kopf und brachen schreiend zusammen. Menningmann sprengte die Waggontür auf.

Er zerstörte mit seinem Geist auch die Käfigverriegelung.

Knurrend erschien der Leitwolf.

Der Mann und das Tier starrten sich unerschrocken an, und Detlev Menningmann hatte mit einemmal den unbändigen Wunsch, eine untrennbare Bindung mit diesem kraftstrotzenden, mordlüsternen Tier einzugehen.

Der Leitwolf, der Bernhard Zwerenz in Hannover so unheimlich gewesen war, zog die Lefzen hoch und zeigte Menningmann sein kräftiges Raubtiergebiß. In den Lichtern des Wolfes loderte das gleiche Feuer wie in Menningmanns Augen.

»Wir gehören zusammen!« behauptete der entsprungene Häftling. »Die Hölle hat uns zusammengespannt. Laß uns eins werden. Deine Kraft, deine Schnelligkeit, deine Grausamkeit – gepaart mit meinem Rachedurst und meiner Intelligenz… Das macht uns unbezwingbar!«

Der Wolf spannte die harten Muskeln.

Gleich würde er springen.

Menningmann zeigte keine Furcht vor ihm.

Das Tier stieß sich kraftvoll ab. Gestreckt flog es auf Menningmann zu. Die beiden Körper bekamen Kontakt. Ein glutrotes Höllenfeuer loderte auf und hüllte Mensch und Tier ein. Das Schreien des Mannes

und das Jaulen des Wolfs war zu vernehmen. Die Laute verwehten in der Dunkelheit. Menningmann und das Tier fielen zu Boden. Sie wälzten sich wie im Kampf, während das Höllenfeuer mit grellen Zungen über sie leckte.

Menningmanns Gesicht war kurz zu sehen. Es hatte sich verändert, sah ihm nicht mehr ähnlich, war zu einer roten Satansfratze geworden. Hörner – lang und spitz – ragten aus seiner Stirn.

Er rollte noch einmal herum, und es hatte den Anschein, als würde er in den Wolfskörper eintauchen.

Aus zwei Geschöpfen wurde eines. Zischend erlosch das Höllenfeuer, und als sich das neue Wesen erhob, war der Satanswolf geboren!

***

Grauenerregend sah er aus. Viel schlimmer als die Bestien, die in Horror-Filmen bisher als Werwölfe gezeigt worden waren. Hinter diesem Wolfsgesicht befand sich eine Teufelsfratze, nicht das Antlitz eines Menschen. Dicht und struppig war das graubraune Fell.

Die Hörner des Satanswolfs stachen spitz nach oben. Auch die Ohren des gefährlichen Wesens waren gespitzt. Das Gebiß sah mörderisch aus. Unter wulstigen Lippen schimmerten riesige Zähne, die wie weiße Eispickel aussahen.

An den dicht behaarten Pranken befanden sich messerscharfe Krallen.

Aus Detlev Menningmann war ein Ungeheuer von ganz besonderem Format geworden.

Diese Ereignisse waren von der Hölle vorbestimmt worden. Die schwarze Macht hatte ein gefährliches Monster geschaffen: den Satanswolf, der Angst und Schrecken in der Stadt verbreiten sollte.

Und die vier Wölfe, die sich noch im Güterwaggon befanden, würden Menningmann gehorchen und überallhin folgen, denn er war ihr Leitwolf. Sie würden jeden seiner Befehle befolgen.

Das erste Tier erschien in der Tür.

Das Monster wandte sich langsam um und stieß ein herrisches Knurren aus. Der Wolf sprang aus dem Eisenbahnwaggon und lief zu Menningmann. Das zweite Tier folgte. Dann kam das dritte. Und schließlich scharten sich die vier Wölfe um das neu entstandene Ungeheuer, welches ihr Gebieter war.

Ein knappes Zeichen genügte. Die Wölfe verstanden augenblicklich. Detlev Menningmann eilte mit ihnen davon.

Der Satanswolf war unterwegs, um grausame Rache zu nehmen!

***

BINGO. Die Buchstaben strahlten weithin sichtbar – und zitronengelb. Eine nervtötende Farbe. Rainer Trissenaar und ich betraten die Bar, die uns das Mädchen genannt hatte. Ein Lokal, wie

man es überall antreffen konnte. In Paris genauso wie in London oder New York.

Ziemlich voll. Mit Glücksspielautomaten an der Wand. Dicke Rauchschwaden hingen unter der Decke. Man ging wie durch einen Nebel. Eine Musikbox dröhnte. Rauhes Männerlachen. Es roch nach Alkohol und Schweiß.

Am Tresen war noch Platz.

»Was nehmen Sie?« fragte ich meinen Frankfurter Kollegen.

»Einen Klaren. Und Sie?«

»Pernod«, sagte ich und schob mir ein Lakritzbonbon in den Mund. Ich bot Trissenaar auch eins an, doch er lehnte dankend ab.

Er mochte den Geschmack der Lakritze nicht. Dafür zündete er sich eine Zigarette an.

Ich bestellte für uns beide.

»Allmählich mache ich mir Sorgen«, sagte Trissenaar, als wir unsere Drinks hatten.

»Wegen Menningmann?«

»Den Burschen unterstützt der Teufel. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, was das heißt, Tony. Je länger Menningmann frei herumläuft, um so größer wird die Gefahr, daß er seinen ersten Mord begeht.«

»Damit haben Sie leider nicht so unrecht«, sagte ich.

Trissenaar blickte sich im Lokal um. Ein schwergewichtiger, kurzatmiger Mann wollte an ihm vorbeigehen. Rainer Trissenaar legte ihm die Hand auf die Brust und stoppte ihn. »Zeig mir Maurus Ditaranto, Kumpel«, verlangte er.

»Kann ich zaubern?« gab der Kurzatmige zurück.

»Wieso?« fragte Trissenaar.

Der Mann grinste. »Wie kann ich dir Ditaranto hier zeigen, wenn er nebenan im Hinterzimmer sitzt?«

»Danke, das genügt«, sagte Trissenaar und griff nach seinem Glas. »Kommen Sie, Tony. Wir nehmen einen Tapetenwechsel vor.«

Wir marschierten ins Hinterzimmer. An einem runden Tisch saßen vier Männer. Sie pokerten. Einer von ihnen mußte Ditaranto sein. Da wir nicht wußten, welcher es war, sagte Rainer Trissenaar:

»He, Ditaranto!«

Und prompt drehte sich ein schlanker schwarzhaariger Typ um und sagte: »Ja?«

Als er sah, daß er den Rufer nicht kannte, verfinsterten sich seine Züge. Sein Gesicht nahm einen abweisenden Ausdruck an. Seine Haltung wurde abwartend, lauernd. Er war ein Mann, der ständig mit Ärger rechnen mußte. Die Zuhälterei ist eben kein ehrenwerter Beruf, und sie bringt so manche Gefahr mit sich. An erster Stelle stehen die Bullen. An zweiter Stelle die Konkurrenz, denn wenn man ein Mädchen unter seinen Fittichen hat, das viel Geld einbringt, taucht

garantiert mal einer auf, der die Puppe haben will – und schon ist der Ärger perfekt.

»Was wollen Sie?« fragte er. In seiner Kehle schienen Eiszapfen zu hängen.

»Mit Ihnen reden«, antwortete Trissenaar.

»Ich habe keine Zeit.«

»Ich sehe. Sie müssen das Geld Ihrer Miezen verspielen.«

»Verdammt, das geht Sie einen feuchten Kehricht an!«

Ein Mitspieler ergriff für Ditaranto Partei. »Sagt mal, ihr beiden Weihnachtsmänner, habt ihr was mit den Ohren? Maurus sagte doch unmißverständlich, daß er keine Zeit hat!«

»Mit Ihnen hat niemand geredet!« erwiderte Trissenaar scharf.

»Also halten Sie sich raus!«

»He, he, he!« warf ein anderer Spieler rügend ein. »So darf man hier nicht reden, Junge. Wer mit uns keck ist, der kriegt was auf den Vorderzahn!«

Trissenaar kümmerte sich nicht darum. Er blickte Ditaranto durchdringend an. »Sie sollten sich für uns Zeit nehmen. In Ihrem eigenen Interesse.«

Die Kerle rieten uns, zu verduften, sonst würden sie ungemütlich werden. Im Raum knisterte die Spannung, als wir nicht gingen.

Einer der Spieler meinte trocken: »Wer nicht hören will, muß fühlen!«

Und dann erhoben sie sich alle vier – wie ein Mann.

Sie wollten uns gewaltsam aus dem Hinterzimmer entfernen.

Dagegen hatten Rainer und ich aber eine ganze Menge. Eine solche Behandlung wollten wir uns von diesen miesen Brüdern nicht gefallen lassen. Die taten so, als wären sie hier die absoluten Herren. Wir mußten sie eines Besseren belehren.

Der erste Kerl stürzte sich auf mich. Er rechnete damit, daß ich mich mit den Fäusten verteidigen würde, doch ich versetzte ihm statt dessen einen blitzschnellen Karatetritt, der ihn aufbrüllen ließ.

Sein rechtes Bein knickte ein. Er fiel um und machte Platz für Maurus Ditaranto.

Der Zuhälter fintierte. Seine Faust streifte mein Ohr. Der Schmerz war auszuhalten, aber er ärgerte mich, und so sichelte als Konterschlag meine Handkante durch die Luft.

Ditaranto wankte zwei Schritte zurück. Ich hämmerte ihm meine Faust in die Magengrube, daß ihm die Luft wegblieb, und während er noch mächtig japste, brachte ich ihn mit einem Aufwärtshaken zur Strecke.

Rainer Trissenaar schlug sich wacker. Aber er hatte es mit der stärkeren Hälfte der Pokerrunde zu tun. Er hatte sichtlich Mühe, sich seine Gegner vom Leib zu halten.

Das änderte sich erst, als ich mich einmischte. Mit einer gestochenen Geraden verschaffte ich mir zunächst einmal Respekt. Mein Schwinger fiel hinterher auf fruchtbaren Boden. Mein Gegner landete auf dem Gesäß. Rainer schickte seinen Gegner hinterher, und dann zogen wir synchron unsere Waffen, damit der *Wettkampf* ein Ende hatte.

Als die Ganoven meinen Colt Diamondback und Trissenars Walther PPK erblickten, gaben sie sich friedlich.

Ohne daß wir sie speziell dazu aufforderten, stellten sie sich mit erhobenen Händen an die Wand.

Ich wies auf Ditaranto. »Du verabschiedest dich nun von deinen Freunden und kommst mit uns!«

Der Zuhälter blickte mich entgeistert an. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Nichts Besonderes«, antwortete ich. »Nur eine kleine Spazierfahrt.«

»Die ich nicht überlebe.«

»Wir sind keine Killer, Ditaranto.«

»Bullen seid ihr aber auch keine.«

»Das ist richtig«, bestätigte ich.

»Und ihr besitzt Kanonen.«

»Sehr gut beobachtet«, lobte ich.

»Wer hat euch auf mich angesetzt? Uferbach, dieser Hurenbock? Oder war es Waiss?«

»Wir reden im Wagen«, entschied Rainer Trissenaar und wedelte mit der Pistole. Ditaranto löste sich von den andern. Er hatte weiche Knie, wußte nicht, wie er mit uns dran war. Waren wir wirklich keine Killer? Oder hatten wir das nur so gesagt? Wir sahen nicht aus wie Kaltmacher, aber wir waren im Besitz von Kanonen und offensichtlich keine Polizisten. Darauf, daß wir Privatdetektive waren, kam er nicht.

Ich riet seinen Freunden: »Sucht euch einen anderen vierten Mann. Der hier wird euch für einige Zeit nicht zur Verfügung stehen.«

Ditarantos Augen fragten mich: ›Was soll nun das schon wieder heißen?‹ Rainer bugsierte ihn aus dem Hinterzimmer. Während wir durch das Lokal gingen, ließen wir die Zimmer-Flaks verschwinden, damit es keine unnötige Aufregung gab.

Maurus Ditaranto setzte sich widerwillig in den Opel meines deutschen Kollegen. »Fuchert! Ich hab’s, Fuchert hat euch auf mich angesetzt! Stimmt’s?«

»Weder Uferbach noch Waiss noch Fuchert«, sagte ich.

Er musterte mich eingehend. »Sie sind Ausländer. Ihr Deutsch ist zwar fast lupenrein, aber man merkt’s doch.«

»Schade. Ich gebe mir so viel Mühe, akzentfrei zu sprechen«, gab ich zurück.

Rainer fuhr los. Ich saß im Fond neben dem Zuhälter.

»Eigentlich bist du es fast nicht wert, daß wir uns mit dir so viel

Mühe machen«, brummte ich.
»Warum beleidigen Sie mich?« begehrte Ditaranto auf.
»Kann man dich überhaupt beleidigen?« fragte ich ätzend zurück. »Du möchtest wissen, was wir von dir wollen. Okay, dann spitz mal deine Ohren. Ich sage zunächst mal nur einen Namen: Detlev Menningmann. Eigentlich müßte es jetzt bei dir schon klingeln.«
Der Zuhälter versteifte. Er preßte die Kiefer zusammen und sagte kein Wort.
»Menningmann!« redete ich ihm ins Gewissen. »Du hast ihn vor zwei Jahren mit deinem Freund Ricky Lardas in die Pfanne gehauen. Erinnerst du dich?«
»Hat er euch geschickt?« krächzte Ditaranto.
»Wieder Fehlanzeige. Geh nicht immer davon aus, uns hätte jemand geschickt. Wir sind Privatdetektive, doch niemand hat uns engagiert. Wir machen bloß mal eine Fleißaufgabe. Hör zu, Ditaranto! Detlev Menningmann war es leid, für einen Mord zu büßen, den er nicht begangen hat. Er sann während der vergangenen zwei Jahre grimmig nach Rache, und er flehte den Teufel an, ihm dabei zu helfen. Kannst du lesen?«
»Sicher kann ich lesen.«
»Hast du heute noch keine Zeitung in die Hände gekriegt?«
»Nein. Mich interessiert das Geschmiere nicht.«
»Heute hätte es dich ausnahmsweise mal interessieren sollen. Hast du auch nicht Radio gehört?«
»Nein.«
»Dann hast du also keinen blassen Dunst, daß Menningmann aus der Strafvollzugsanstalt Essen ausgerückt ist.«
Der Zuhälter schaute mich überrascht an. »Das ist mir neu.«
»Das habe ich befürchtet. Ich würde mich in diesen Fall nicht reinhängen, wenn die Hölle nicht mit im Spiel wäre.«
Ditaranto sah mich an, als zweifle er an meinem Verstand.
Ich nickte. »Du hast richtig gehört. Detlev Menningmann gelang es, sich mit der Hölle zu verbünden. Der Teufel persönlich half ihm bei der Flucht, und er wird ihm bestimmt auch weiter helfen, denn jetzt kommt ja erst das, was der schwarzen Macht gefällt: Menningmanns Rache! Du stehst auf seiner Liste ganz oben, wie du weißt. Es gibt bestimmt genug Leute, die der Meinung sind, wir sollten einen Kerl, der so viel Dreck am Stecken hat wie du, einfach seinem Schicksal überlassen, aber eine solche Einstellung widerstrebt mir erstens, und zweitens habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, den Mächten der Finsternis entgegenzutreten, wo immer ich auf sie stoße.«
»Dann… dann sind Sie wohl kein gewöhnlicher Privatdetektiv.«
»Schnellmerker«, lobte ich den Zuhälter. »Mein Name ist übrigens Tony Ballard, und der Mann am Steuer da vorn heißt Rainer

Trissenaar. Wir wollen versuchen, dir das Leben zu retten. Das wird nicht einfach sein, denn auf Menningmanns Seite steht die Hölle. Versprich mir eines, Ditaranto.«

»Was?«

»Wenn das alles vorbei ist, gehst du zur Polizei und erzählst da, was sich vor zwei Jahren wirklich abgespielt hat. Ich weiß, daß ich viel von dir verlange. Aber halte dir vor Augen, was wir für dich tun.«

Ditaranto nickte langsam. Er sagte nicht ja und nicht nein. Er nickte nur. Ich konnte das als Zeichen verstehen, daß er verstanden hatte, was ich sagte. Oder als Einverständnis zu meiner Forderung.

Er wollte sich jetzt noch nicht festlegen. Erst mal abwarten.

»Wohin fahren wir?« fragte er und warf einen Blick aus dem Fenster.

»Zu Ricky Lardas«, sagte Rainer Trissenaar.

»Außer euch beiden soll es auch noch Markus Laber und Menningmanns geschiedener Frau Martina ans Leben gehen«, erklärte ich. »Wir müssen versuchen, euch alle vier unter einen Hut zu bringen, damit wir euch beschützen können. Laber wird zwar keine Freude haben, wenn wir ihm zwei Zuhälter ins Haus bringen, aber er wird einsehen, daß ihr alle zusammen nur so eine Chance habt, mit dem Leben davonzukommen.«

Rainer bog in die Straße ein, in der Ricky Lardas wohnte. Ich hoffte, daß er nun zu Hause war.

Er war es.

Und er hatte Besuch.

Wir hörten ihn gellend um Hilfe schreien, als wir das Gebäude betraten!

***

Ihr Name war Beate Benner, und sie nannte sich furchtbar gern BB, obwohl sie mit der berühmten Französin nichts gemein hatte. Sie war schwarzhaarig und ein wenig pummelig.

Ricky Lardas hatte sie in einer Kneipe in Beckhausen aufgelesen und mit zu sich nach Hause genommen. Da er gut aussah – beinahe wie Rock Hudson –, hatte sich BB nicht lange geziert. Die Zeiten, wo man sie zu diesen Dingen überreden mußte, waren längst vorbei. Heute betrachtete sie sich als emanzipiert, und wenn ihr ein Mann gefiel, kam es schon mal vor, daß sie nicht darauf wartete, bis er sie ansprach.

Bei Ricky hatte sie nicht zu warten brauchen. Er hatte sie gesehen, und sofort hatte es geklingelt.

Beate ahnte nicht, daß sie an einen gerissenen Zuhälter geraten war, der sie nun einmal testen wollte, wieweit sie sich für seine Zwecke verwenden ließ.

Sie hatten in Lardas' Wohnung schon am frühen Nachmittag die erste

Flasche Sekt geleert, und nun waren sie bei der dritten angelangt.
BB war mächtig aufgedreht, und Ricky machte mit ihr bereits Pläne. Er überlegte, wo er sie einsetzen sollte. Im Zentrum? Oder besser zuerst an der Peripherie?
Dann gab es noch die Möglichkeit, sie an Willy Hesse zu vermitteln, der sie als Callgirl verwenden würde. Dabei hätte für Ricky Lardas eine prozentuale Beteiligung an den Einnahmen herausgeschaut.
Was auch immer er mit BB anstellen würde, er würde mit ihr schönes Geld verdienen. Die drei Flaschen Sekt, die er bis jetzt investiert hatte, würden vielfach wieder hereinkommen. Wie lautete doch der wahre Werbespruch? Millionen ausgeben, um Milliarden zu ernten.
Nun, Millionen waren in BBs Fall nicht nötig. Es sei denn, man rechnete alles in Lire um.
Sie stützte sich auf die Ellenbogen, das leere Sektglas in der Hand. Ihre Augen waren glasig. Ihr draller Busen wogte ihm entgegen.
Sie waren beide nackt.
»Sag mal, du Geizhals, kriegt man hier nichts mehr zu trinken?«
fragte das Mädchen. »Ich komme mir vor wie in der Wüste. Meine Zunge spürt sich schon wie Watte an.«
»Das müssen wir gleich ändern«, sagte Lardas grinsend.
Neben dem Bett stand der chromblitzende Sektkübel, in dem die dritte Flasche steckte. Lardas füllte Beates Glas. Sie leerte es auf einen Zug. Ein paar Tropfen rannen ihr übers Kinn und, den Hals hinunter. Lardas küßte sie weg, und Beate kicherte.
»Oh, das kitzelt!« rief sie und schlang ihre Arme um ihn.
Sie wälzten sich auf dem Bett, und Beate kam auf ihm zu liegen.
Wie ein schwarzer Vorhang hingen ihre Haare zu ihm hinunter.
»Ich bin froh, dir heute begegnet zu sein, Ricky«, gestand sie. »Ich fühlte mich mies, hatte Trouble in der Firma und so. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß der Tag noch eine so schöne Wendung nehmen würde.«
Er grinste. »Ja, manchmal ist das Leben voller Überraschungen.«
»Ich glaube, ich bin ein bißchen verknallt in dich. Ist dir das unangenehm, Ricky?«
»Im Gegenteil. Es schmeichelt mir. Was für einen Job hast du?«
»Ich arbeite in einem Werbestudio, bin da gewissermaßen Mädchen für alles.«
Er lachte anzüglich. »Wirklich für alles?«
»Ja, *das* denken auch meine Kollegen, der Chef mit eingeschlossen. Aber in der Beziehung läuft bei mir nichts. Die Männer, mit denen ich ins Bett gehe, suche ich mir immer noch selbst aus.«
»Oh«, sagte Lardas amüsiert. »Welche Ehre für mich.«
»Und was tust du, wenn du nicht durch die Stadt flanierst und ein Mädchen suchst, mit dem du dir ein paar schöne Stunden machen

kannst?« wollte BB wissen.
»Ich hab' 'ne Modellagentur«, log der Zuhälter. »Im Augenblick arbeiten drei Mädchen für mich.« Das stimmte.
Beate blickte ihn nachdenklich an. »Sag mal, käme ich für so einen Job auch in Frage?«
Lardas lache in sich hinein. Wer sagt's denn? dachte er. Die Kleine bietet sich sogar selbst an. Ist das nicht großartig?
»Ich werde darüber nachdenken«, antwortete der Zuhälter.
Sie zog erbost die Brauen zusammen. »Warum bist du nicht ehrlich?«
»Bin ich doch.«
»Man kennt das doch: ›Vielen Dank, Fräulein. Sie hören wieder von uns.‹ Weißt du, bei wie vielen Bewerbungen ich diesen stereotypen Spruch schon gehört habe? Das sagen sie immer dann, wenn du keine Chance hast, den Job zu kriegen. Komm mir du nicht auch damit, okay? Sag meinetwegen: ›Baby, du hast zuviel Fleisch an den Rippen. Dein Busen ist zu groß, dein Po auch.‹ Ich kann Kritik vertragen, aber nicht dieses verlogene Getue.«
»Ich finde, du bist schwer in Ordnung«, sagte Lardas.
»Worüber mußt du dann erst nachdenken?«
»Nun ja, meine Modelle sind sehr gefragt. Ich vermittle sie nicht nur an Fotografen. Sie gehen auch mal mit Geschäftsleuten aus.«
»Na und? Traust du mir das nicht zu? Glaubst du, ich kann mich nicht benehmen? Oder hältst du mich für eine dumme Gans, mit der solche Leute nicht reden können?«
»Ganz und gar nicht, aber die Modelle bleiben mit ihren Kunden manchmal sehr lange zusammen.«
»Das würde mich nicht stören.«
»Oft die ganze Nacht.«
»Ich sehe immer noch kein Problem.«
»Da wird dann unter Umständen nicht bloß Händchen gehalten«, wurde Ricky Lardas etwas deutlicher.
Beate Benner verstand ihn. Sie zuckte die Schultern. »Ich bin nicht prüde, wie du inzwischen schon gemerkt haben solltest.«
Er grinste breit. »Tja, wenn das so ist, denke ich, daß wir ins Geschäft kommen werden, Baby.« Ein Mädchen wie BB ließ sich gut an den Mann bringen. Lardas freute sich jetzt schon auf die bevorstehenden zusätzlichen Einnahmen.
Sie streichelte ihn auf eine Weise, die ihn erregte. »Sollten wir das nicht ordentlich besiegeln, Süßer?« flüsterte sie gegen seine Kehle.
»Aber gern«, sagte er und strich mit seinen Fingerkuppen über ihr Rückgrat, daß sie erschauerte.
Doch plötzlich zerplatzte diese schwüle, sinnliche Stimmung wie eine Seifenblase. Holz krachte und splitterte. Jemand schien mit ungeheurer Wucht die Wohnungstür eingetreten zu haben.

BB schnellte mit einem heiseren Aufschrei herum. »Was ist das, Ricky?«

Der Zuhälter hatte keine Ahnung. Er sprang auf, riß seinen Morgenmantel von der Stuhllehne, streifte ihn über und rammte die Schlafzimmertür auf.

Und dann traf ihn der Schock mit der Wucht eines Keulenschlages.

Der Satanswolf war da!

***

Detlev Menningmann – zur Bestie geworden – konnte sich mit seinen Wölfen verständigen. Es geschah auf telepathischer Ebene. Wo schwarze Magie mitspielt, ist eben so gut wie nichts unmöglich.

Menningmann war in der Lage, sich mit den Raubtieren zu unterhalten.

»Als ersten holen wir uns Lardas!« formulierte sein Geist.

»Überlaß ihn uns«, verlangte der Wolf neben Menningmann, ein kräftiges Tier. Das zweitstärkste im Rudel. »Sieh bloß zu. *Wir* werden deinen Rachedurst stillen. Der Mann wird ein furchtbares Ende nahmen. Laß uns beweisen, daß wir dir treu ergeben sind!«

»Na schön«, erklärte sich das Monster einverstanden. »Ricky Lardas soll euch gehören! Ich werde mich an seinem Ende weiden.«

»Wir werden ihn für dich zerfleischen!« versprach der Wolf neben Menningmann.

Sie kamen über die Mauer des Hinterhofs. Niemand sah sie. Der Satanswolf und sein Rudel schnellten kraftvoll über die Mauerkrone und huschten pfeilschnell durch die Dunkelheit. Unter Zuhilfenahme seiner Para-Kräfte brach Menningmann das Schloß der Hoftür auf.

Sie gelangten in das Treppenhaus. Eine Tür öffnete sich.

»Verstecken!« telepathierte der Leitwolf.

Das Rudel verschwand im Keller. Schritte. Ein Mädchen stieg mit trippelnden Schritten die Stufen herunter. Menningmann, das Monster leckte sich gierig die Lippen. Er konnte sich nur mühsam beherrschen. Da kam frisches, junges Blut. Der Satanswolf wäre am liebsten über das ahnungslose Mädchen hergefallen. Er versagte es sich jedoch, um die Durchführung seiner Rache nicht zu gefährden.

Seinen Begleitern erging es genauso. Er merkte, wie unruhig sie waren.

Das Mädchen ging knapp an ihnen vorbei, Richtung Haustür.

Sobald sie das Gebäude verlassen hatte, kommandierte Menningmann: »Weiter!«

Die Schatten tauchten aus der Finsternis auf. Lautlos eilten sie zur ersten Etage hoch.

Der Satanswolf wandte sich einer dunkelgrün gestrichenen Tür zu. LARDAS stand auf einem Messingschild, das schräg unter dem

Guckloch klebte.

»Macht Platz!« verlangte der Satanswolf. Die hechelnden Tiere wichen zur Seite.

Menningmann wuchtete sich gegen die Tür. Das geschah mit so offener Kraft, daß das Holz krachend brach. Die Tür schwang zur Seite und knallte gegen die Wand.

Im Schlafzimmer stieß ein Mädchen einen heiseren Schrei aus, und gleich darauf riß Ricky Lardas die Schlafzimmertür auf. Als er den Satanswolf erblickte und das Rudel, das ihn begleitete, wich die Farbe aus seinem Gesicht.

Der Zuhälter traute seinen Augen nicht. Fassungslos starrte er das grauenerregende Ungeheuer an, das in diesem Moment aggressiv knurrte.

Die Pranke des Satanswolfs stieß nach vorn. Menningmann wies damit auf Ricky Lardas. »Auf ihn!« befahl er seinem Rudel »Macht ihn fertig! Tötet ihn! Reißt ihn in Stücke!«

Und die vier Wölfe rasten los…

Lardas dachte, er habe den Verstand verloren. Wölfe in seiner Wohnung – und dieses schreckliche Ungeheuer, das die vier Tiere überragte!

Der Zuhälter hörte Menningmanns telepathischen Befehl nicht.

Aber er sah die Wölfe starten, und er handelte unverzüglich. Bestürzt federte er zurück. Mit großer Kraft schleuderte er die Tür zu und stemmte sich dagegen.

Beate Benner vernahm das feindselige Kläffen, Bellen und Knurren der blutrünstigen Raubtiere. Sie drehte durch. Nackt sprang sie aus dem Bett und hetzte zum Fenster. Sie wollte es aufreißen und in ihrer Panik auf die Straße hinunterspringen.

BB griff nach dem Fensterriegel.

Die Wölfe sprangen wütend gegen die Schlafzimmertür, gegen die sich Lardas immer noch stemmte. Da sie gewöhnliche Tiere waren, vermochten sie die Tür nicht aufzustoßen.

Menningmann half ihnen. Er schickte einen Para-Impuls durch die Tür, der Lardas schmerzhaft traf. Der Zuhälter stieß einen krächzenden Schrei aus und wankte zurück.

Menningmann rammte die Tür daraufhin mit seinen Gedanken auf. Beate kreiselte in namenloser Angst herum. Die vier Wölfe rasten zur Tür herein, schnellten sich ab und prallten gegen Ricky.

Das war zuviel für Beate Benner. Sie faßte sich ans Herz. In ihrem Kopf explodierte etwas. Ihr wurde schwarz vor den Augen, und sie verlor das Bewußtsein, während Lardas verzweifelt um sein Leben kämpfte.

***

Wir stürmten die Treppe hoch. Zweifellos war Menningmann bei Lardas, und dem schreienden Zuhälter schien es sehr schlecht zu gehen. Ich rannte vor Rainer Trissenaar. Hinter diesem wetzte Maurus Ditaranto die Stufen hoch. Noch wußten wir nicht, welcher Horror uns in Lardas' Wohnung erwartete.

Wenn ich's geahnt hätte, hätte ich Ditaranto und Trissenaar nicht mitgenommen.

Erster Schock. Eine offene Tür. Ich riß meinen mit geweihten Silberkugeln geladenen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Menningmann war ein Höllengünstling, ein Verbündeter des Teufels. Ich wußte, was Werner Hassel passiert war, als er ihn anfaßte und ich war nicht erpicht darauf, einen ebensolchen Kontakt mit Menningmann zu haben. Mit dem Diamondback konnte ich ihn mir vom Leib halten.

Ich eilte in die Wohnung.

Im selben Moment übersprang mein Herz einen Schlag. Ich sah ein scheußliches Ungeheuer. Einen Werwolf mit glühenden Augen, mächtigen Pranken und langen grauen Hörnern auf dem Schädel.

Er bewies mir sofort, daß er gefährlicher war als ähnliche Monster, mit denen ich es bisher zu tun gehabt hatte. Ein Magie-Schlag traf mich und riß mich zu Boden, ehe ich feuern konnte.

Dann zuckte die Bestie zurück und verschwand aus meinen Blickfeld.

Ricky Lardas brüllte immer noch. Rainer Trissenaar sah den Zuhälter auf dem Boden liegen, Wölfe über ihm.

Rainer, der seine Walther PPK gezogen hatte, drückte angewidert ab. Ich dachte, er würde mit seinen gewöhnlichen Kugeln nichts erreichen, doch das war nicht der Fall.

Das getroffene Tier heulte auf. Die Kugel riß es regelrecht hoch.

Es schnellte in der Luft herum, wandte uns die blutverschmierte Schnauze zu und knallte auf den Boden, wo es verendete.

Gewöhnliche Wölfe.

Aber sie standen unter der Befehlsgewalt dieses Monsters, dessen Magie-Schlag mich niedergerissen hatte.

Ich sprang auf. Rainer Trissenaar feuerte erneut. Er war ein ausgezeichneter Schütze. Das zweite Tier verlor sein Leben.

Daraufhin ließen die beiden anderen Wölfe von Lardas ab. Glas klirrte. Rainer startete.

»Vorsicht!« rief ich ihm zu.

Er sprang in das Schlafzimmer, hielt die Waffe im Beihandanschlag. Die Walther suchte ein Ziel, doch es war keines mehr vorhanden.

Das Ungeheuer – es war mit Sicherheit Detlev Menningmann, dem die Hölle zu dieser Metamorphose verholten hatte – und die beiden übriggebliebenen Wölfe hatten durch das Fenster das Weite gesucht.

Ich rannte zum Fenster. Glasscherben knirschten unter meinen

Schuhen. Ich sah ein nacktes Mädchen auf dem Boden liegen, blickte auf die Straße hinunter und sah Menningmann mit den beiden Wölfen weglaufen. Der Satanswolf hatte sich bereits zu weit entfernt. Er befand sich schon außer Reichweite meines Colts. Ich zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und wandte mich um.

Rainer kümmerte sich um das ohnmächtige Mädchen. Ich begab mich zu Lardas. Für ihn kam jede Hilfe zu spät.

Ich zog die Decke vom Bett herunter und ließ sie auf Ricky Lardas fallen.

Meine Nervenstränge vibrierten. Ich versuchte mir ein klares Bild von der herrschenden Situation zu machen.

Menningmann hatte sich mit Wölfen zusammengetan. Wie er das geschafft hatte, entzog sich meiner Kenntnis, ich konnte mir aber vorstellen, daß das die Hölle arrangiert hatte.

Detlev Menningmann selbst war zum gefährlichen Satanswolf geworden. Sollte es der Polizei gelingen, ihn und seine vierbeinigen, blutrünstigen Begleiter zu stellen, würden nur die Tiere im Kugelhagel verenden, bestimmt aber nicht Menningmann, den schwarze Kräfte beschützten.

Der erste Mensch hatte nun sein Leben verloren. Menningmann hatte dabei zwar zwei Wölfe eingebüßt, aber das war kein allzu schmerzlicher Verlust für ihn.

Ich war sicher, daß es nicht bei diesem einen grauenvollen Mord bleiben würde. Menningmann und seine Tiere hatten Blut gerochen. Das würde ihren Mordtrieb nun gewaltig hochpeitschen!

***

Maurus Ditaranto war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Er hatte nicht nur die entsetzlichen Schreie gehört, sondern auch gesehen, wie schrecklich die Wölfe seinen Freund zugerichtet hatten.

Und er hatte das grauenerregende Ungeheuer gesehen. Menningmann? War aus ihm diese gefährliche Bestie geworden? Wie sollte man sich vor diesem Ungeheuer schützen?

Ditaranto wollte nicht so enden wie sein Freund. In seinem Kopf hatte nur noch ein Gedanke Platz: Flucht!

Weg von hier. Raus aus der Stadt. Nur so konnte er sich retten.

Rauf auf die Autobahn und fort. Nach Norden, Süden, Osten oder Westen. Jede Richtung war gut. Nur Gelsenkirchen war schlecht.

Wenn er hierblieb, überlebte er wahrscheinlich die Nacht nicht.

Den furchtbaren Tod des Freundes vor Augen, wandte sich Ditaranto um und gab Fersengeld. Er jagte aus der Wohnung. Den beiden Privatdetektiven fiel es nicht auf. Er hastete die Treppe hinunter und verließ in großer Eile das Haus.

Dort stand Trissenaars Opel. Ditaranto überlegte nicht lange. Er lief

zu dem Fahrzeug, riß die Tür auf und stieg ein. Aber er konnte den Wagen nicht in Betrieb nehmen. Trissenaar hatte den Zündschlüssel abgezogen.

»Verdammt!« schrie Ditaranto und schlug mit den Fäusten auf das Lenkrad. Ihm war bekannt, daß man Autos kurzschließen konnte, aber er hatte keine Ahnung, wie das ging.

Fluchend stieg er aus, schleuderte die Tür zu und setzte die Flucht zu Fuß fort.

Er ahnte nicht, daß er, rein zufällig, dieselbe Richtung einschlug, die Detlev Menningmann mit seinen Wölfen gewählt hatte…

***

»Wir müssen die Polizei informieren«, sagte ich.

»Meinen Sie nicht, daß das schon längst jemand in diesem Haus getan hat?« fragte Rainer Trissenaar. »Lardas' Schreie. Die Schüsse. Ich weiß nicht, wie's in London ist, aber bei uns in Deutschland reagiert man noch auf so etwas.«

»Bei uns auch«, sagte ich. Mir fiel auf, daß sich Ditaranto aus dem Staub gemacht hatte.

Ich machte Trissenaar darauf aufmerksam.

»Diese Verrückte!« sagte mein Frankfurter Kollege. »Wo will er sich denn vor Menningmann verstecken? Ich bin sicher, der Höllengünstling findet Ditaranto überall.«

»Wenn der Satan ihm dabei hilft, auf jeden Fall«, sagte ich und eilte zum Fenster.

Beate Benner schlug die Augen auf und blinzelte verwirrt.

Trissenaar hatte sie aufs Bett gelegt und zugedeckt.

»Er will Ihren Wagen klauen, Rainer«, sagte ich.

»Geht nicht. Ich hab' den Schlüssel in meiner Tasche«, erwiderte Trissenaar.

Beate Benners Augen schwammen in Tränen. Trissenaar sprach beruhigend auf sie ein.

Ditaranto sprang fluchend aus dem weißen Opel Rekord und rannte los.

»Ditaranto!« rief ich ihm nach. »Komm zurück! Bleib hier!«

Der Zuhälter kümmerte sich nicht um das, was ich ihm nachschrie. Meine Kopfhaut spannte sich, als mir klarwurde, daß er geradewegs hinter Detlev Menningmann und den Wölfen herrannte.

Ich drehte mich um und sagte es Trissenaar. »Der Mann läuft möglicherweise in den Tod!« stieß ich aufgeregt hervor.

»Das müssen wir verhindern, Tony.«

»Bleiben Sie bei dem Mädchen. Geben Sie mir die Wagenschlüssel«, verlangte ich.

Trissenaar wandte sich an Beate. »Lardas ist tot. In Kürze wird die

Polizei hier eintreffen, und es wäre schrecklich wichtig, daß wir Lardas' Freund Ditaranto an der Flucht hindern, sonst ereilt ihn das gleiche Schicksal. Schaffen Sie es, bis zum Eintreffen der Polizei allein zu bleiben?«

Das bleiche Mädchen nickte kaum merklich.

Rainer Trissenaar tätschelte ihre Wange. »Tapferes Mädchen«, lobte er sie.

Dann drehte er sich mir zu: »Kommen Sie, Tony. Ich denke, noch haben wir die Chance, Maurus Ditaranto einzuholen.«

BB preßte die Fäuste an ihr fahles Gesicht und rührte sich nicht.

Der Schock saß noch zu tief in ihren Knochen. Ich ließ sie nicht gern allein, aber Ditarantos Leben war in Gefahr.

»Nichts wie Schwierigkeiten hat man mit dem Burschen!« knurrte Rainer Trissenaar, während wir auf die Straße hasteten.

Wir sprangen in den Opel. Der Anlasser mahlte gleich darauf, und wir zischten ab. Hinter Ditaranto her. Wir konnten nur hoffen, daß die Wölfe seine Witterung noch nicht aufgenommen hatten.

***

Ein Park, schwarz, düster. Alte Bäume reckten ihre mächtigen Kronen zum Himmel und verdeckten den Vollmond. Ditaranto war so schnell gelaufen, daß er nun ein heftiges Stechen in der Seite spurte. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er atmete mit offenem Mund. Gehetzt blickte er sich um. Niemand war zu sehen. Vor seinem geistigen Auge erschien immer wieder der tote Freund.

Ditaranto schauderte.

Sie hatten damals vor zwei Jahren eine schreckliche Lunte angezündet, ohne es zu ahnen.

Maurus Ditaranto rief sich noch einmal ins Gedächtnis, was damals geschehen war. Sie hatten den Mann, der gratis seinen Spaß gehabt hatte, nur gründlich zusammenschlagen wollen.

Aber da war diesem ein schmerzhafter Glückstreffer gelungen, der Ricky Lardas rasend vor Wut machte. Blitzschnell hatte er zu seinem Messer gegriffen und zugestochen. Er, Ditaranto, hatte es nicht verhindern können.

Nach der Tat hatten sie Reißaus genommen, und die Polizei hatte Detlev Menningmann mit der Mordwaffe in der Hand erwischt.

Das hatte den beiden Zuhältern gut in den Kram gepaßt. Damit die Bullen den Unschuldsbeteuerungen des Festgenommenen nicht doch noch glaubten, erschienen sie am nächsten Tag als Augenzeugen. Mit ihrer Aussage klebte Menningmann dann richtig fest.

Als er ins Gefängnis wanderte, glaubten Ditaranto und Lardas, ihn vergessen zu können.

Doch nun war er wieder frei. Der Teufel hatte ihm zur Flucht

verholfen und ein grauenerregendes Ungeheuer aus ihm gemacht, dem echte scharfe Wölfe gehorchten.

Wahnsinn war das.

Aber Ditaranto hatte mit eigenen Augen gesehen, daß es sich um kein Schauermärchen handelte.

Menningmann, das Monster, hatte zum erstenmal zugeschlagen, und er würde es wieder tun!

Ditaranto eilte durch den finsteren Park. Er vernahm das Martinshorn eines Streifenwagens, der höchstwahrscheinlich zu jenem Haus unterwegs war, in dem Ricky Lardas wohnte.

Ricky, du Heißsporn! dachte Ditaranto, während er sich durch hohe Büsche kämpfte. Dieses Grauen, dieser Horror wäre uns erspart geblieben, wenn du damals nicht so schnell mit dem Messer zur Hand gewesen wärst. Deine Unbeherrschtheit hat sich nun gerächt, und ich hoffe, daß Menningmanns Rache nicht auch mich trifft, denn eigentlich bin ich ja unschuldig. Ich habe diesen Mann nicht umgebracht…

»Aber ich habe Menningmann mit meiner Aussage belastet und damit ins Gefängnis gebracht«, murmelte Ditaranto aufgeregt.

»Herrgott, wenn man das Rad der Zeit doch bloß um zwei Jahre zurückdrehen könnte. Ich würde einiges anders machen…«

Er strauchelte über eine Wurzel. Beinahe wäre er gefallen. Mit einer komisch anmutenden Bewegung gewann er das Gleichgewicht zurück.

Da vernahm er plötzlich rechts ein markerschütterndes Knurren.

Sein Herzschlag setzte aus. Sein Kopf ruckte herum, und er erblickte zwei Wölfe, die zum Sprung geduckt waren.

***

Obwohl er schon müde war, verlieh ihm die Todesangst neue Kräfte. Er sah das Monster nicht, dem die Wölfe gehorchten. Menningmann stand vermutlich hinter irgendeinem Baum und schaute zu, wie seine Verbündeten ihr Opfer zu Tode hetzten.

Ditaranto lief, so schnell er konnte. Dunkle, knurrende Schatten schossen hinter ihm her. Sie holten ihn ein, federten kraftvoll hoch.

Ein Wolfskörper prallte gegen Ditarantos Rücken.

Der Zuhälter fiel nach vorn. Er brüllte auf, rollte herum, riß sich los, schlug nach den nächtlichen Räubern, trat nach ihnen.

Doch die blutrünstigen Tiere ließen nicht von ihm ab.

Ditaranto wehrte sich immer noch verzweifelt, doch die Tiere waren ihm in jeder Hinsicht überlegen.

Er sah sein Ende schon kommen.

Lardas war schuld daran, doch was hatte das jetzt noch zu bedeuten? Ditaranto hieb mit seinen Fäusten gegen die Wolfsschnauze, die auf seine Kehle herabschoß. Das geifernde Tier winselte.

Das verlieh Maurus Ditaranto Auftrieb.

Er schaffte es, noch einmal auf die Beine zu kommen. Er biß die Zähne zusammen und torkelte weiter.

Doch schon nach drei Schritten rissen ihn die Wölfe wieder nieder, und diesmal gaben sie ihm den Rest…

***

In meinen Augen war Ditaranto verrückt. Wie konnte er nur hinter Menningmann herrennen?

Rainer Trissenaar fuhr mit Vollgas. Der Opel-Motor dröhnte. Obwohl ich angegurtet war, hielt ich mich verkrampft fest. Ein äußeres Zeichen meiner inneren Anspannung.

Menningmann, das Monster. Es würde schwierig sein, den Höllenrächer zur Strecke zu bringen. Ich hatte eine Kostprobe seiner Kräfte zu spüren gekriegt, und ich war sicher, er konnte noch viel mehr, dieser Wolf, der wie der verkleidete Satan aussah.

»Dort läuft er!« rief Trissenaar.

Maurus Ditaranto verschwand soeben in einem düsteren Park.

Trissenaar raste auf den Eingang der Anlage zu. Hineinfahren konnte man nicht. In der Mitte des Asphaltweges ragte ein dicker Eisendorn auf. Rainer Trissenaar trat im allerletzten Moment auf die Bremse. Ich dachte schon, er wolle den Dorn einfach umfahren.

Wahrscheinlich hätten wir den Opel-Motor dann im Fußraum des Wagens gehabt.

Die Pneus pfiffen ein schrilles Lied.

Trissenaar drehte das Lenkrad. Der Opel tanzte hinten weg und stellte sich vor dem Parkeingang quer.

»Phantastisch, wie Sie das hingekriegt haben«, sagte ich. »Vorausgesetzt, es war gewollt.«

»Das war es«, gab Trissenaar grinsend zurück. »Ich übe mit meinem Wagen oft auf einem großen leeren Parkplatz. Man muß ja schließlich die Leistungsgrenze seines Fahrzeugs kennen, um bei einer Verbrecherjagd nicht Kopf und Kragen zu riskieren.«

Ich hakte den Gurt los. Die Automatik rollte ihn auf. Wir verließen den Opel, zogen unsere Waffen und eilten in den finsteren Park. Da wir nicht wußten, welche Richtung Ditaranto eingeschlagen hatte, meinte Trissenaar, es wäre gut, wenn wir uns trennen würden.

»Einverstanden«, sagte ich. »Aber nehmen Sie sich in acht. Überall hier in der Finsternis kann Detlev Menningmann mit seinen Wölfen lauern! Wir haben keinerlei Garantie, daß es nicht so ist!«

»Ich pass’ schon auf!« versprach Rainer Trissenaar und stürmte davon.

Ich wählte die andere Richtung. Wenn Maurus Ditaranto Glück hatte, erwischten wir ihn und nicht der Satanswolf.

Ich lief unter ausladenden Baumkronen hindurch, an Büschen und Bänken vorbei. Meine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Wenn mir Menningmann jetzt entgegengetreten wäre, hätte ich ohne Verzögerung abgedrückt. Meine geweihte Silberkugel war bestimmt stärker als das schwarze Leben, das ihn nunmehr ausfüllte.

Menningmann hatte heute – in der Strafvollzugsanstalt Essen – aufgehört, ein gewöhnlicher Mensch zu sein. Wolfsblut floß nun durch seine Adern. Die schwarze Macht beherrschte ihn. Zu retten war er nicht mehr.

Ein Schrei ließ mir das Blut in den Adern gerinnen.

Ditaranto! schoß es mir durch den Kopf. Das Glück, das ich ihm wünschte… Er hatte es nicht gehabt!

Doch vielleicht konnte ich ihn noch retten. Ich mußte es auf jeden Fall versuchen. Wie von Furien gehetzt rannte ich durch den finsteren Park. Halblinks tauchte Rainer Trissenaar auf. Er stieß laufend zu mir. Nebeneinander jagten wir auf die fürchterlichen Schreie zu.

Als wir Ditaranto wiedersahen, schaffte er es, auf die Beine zu kommen, doch die beiden Wölfe, die ihn überfallen hatten, rissen ihn gleich wieder nieder, und sie bereiteten dem Leben des Mannes ein Ende, ehe wir eingreifen konnten.

Doch das sollten sie nicht ungestraft getan haben.

Schießend rannten wir auf die Tiere zu. Wir zielten nicht, ballerten einfach drauflos. Unsere Kugeln pflügten den Boden. Erde spritzte hoch. Die grauen Mörder warfen sich herum und ergriffen die Flucht. Aber sie kamen nicht weit. Unsere Geschosse erwischten sie schließlich doch. Im Lauf überschlugen sie sich, rollten einige Meter weit und blieben tot liegen.

Doch ich konnte mich über diesen Erfolg angesichts der schrecklich zugerichteten Leiche nicht freuen.

Mißtrauisch blickte ich mich um. Ich war sicher, daß Detlev Menningmann irgendwo in der Dunkelheit stand und uns beobachtete. Aber er zeigte sich nicht.

***

Erschütterung schwang in Trissenaars Stimme mit, als er sagte:

»Ditaranto wurde noch übler zugerichtet als Lardas.«

Ich nickte grimmig. »Zwei Morde innerhalb ganz kurzer Zeit. Wenn das so weitergeht, drehe ich durch.«

»Mich würde interessieren, woher Menningmann die Wölfe hatte.«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Sie stehen ihm jedenfalls ab sofort nicht mehr zur Verfügung. Wenigstens ein schwacher Trost.«

»Vielleicht holt er sich neue vierbeinige Helfer.«

»Meine Güte, malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Rainer.«

Trissenaar ließ seinen Blick durch die Dunkelheit schweifen. »Ob

Menningmann noch hier ist, Tony?«

»Ich kann seinen haßerfüllten Blick direkt auf mir ruhen spüren«, sagte ich.

»Dann müssen wir versuchen, ihn zu stellen«, bemerkte Trissenaar.

»Okay. Aber diesmal bleiben wir beisammen. Menningmann verfügt über ein paar gefährliche Höllenregister. Ich möchte nicht, daß Ihnen etwas zustößt. Zum Teufel, warum siezen wir uns eigentlich immer noch? Ich denke, es ist an der Zeit, daß wir du zueinander sagen.«

»Gern, Tony«, sagte Trissenaar.

»Dann mal auf in den Kampf, Rainer. Aber schärf dir eines ein: Mit deinen Kugeln kannst du Menningmann höchstens kitzeln, deshalb ist es besser, du überläßt ihn mir, wenn wir ihn aufgestö- bert haben. Oder noch besser… Hier.« Während des Sprechens hatte ich meinen Diamondback geladen. Nun warf ich meinem Frankfurter Kollegen den Colt zu.

Er fing ihn auf. »Und du?« fragte er. »Womit gehst du dem Satanswolf ans Leder?«

Ich öffnete mein Jackett und wies auf die superflache Weihwasserpistole, die in meinem Gürtel steckte. Sie war »achtschüssig«, und gewährleistete eine Treffsicherheit auf fünf Meter. Ihr Vorteil war, daß sie völlig lautlos funktionierte. Ich setzte sie immer dann ein, wenn ich mich mit keinem Geräusch verraten wollte.

Nun zog ich die Pistole, und wir begaben uns auf die Suche nach Detlev Menningmann, doch schon bald stellte sich heraus, daß er den nächtlichen Park verlassen hatte.

An der Nordseite des Parks stand eine Telefonzelle. Von da aus rief Rainer die Polizei an, damit man Maurus Ditaranto abholte. Er hängte ein, ohne seinen Namen genannt zu haben, und blickte mich ernst an.

»Was nun, Tony?«

»Werner Hassel nannte uns vier Namen. Lardas und Ditaranto kann Menningmann abhaken. Stehen noch Martina Menningmann und Markus Laber auf seiner Liste.«

Wir kehrten unverzüglich zu Rainers Opel zurück, und wieder fingen bange Minuten für uns an. Menningmann hatte einen Vorsprung. Würden wir ihn wettmachen können?

***

Markus Laber handelte mit Heizöl und Schmiermitteln. Seit zehn Jahren betrieb er dieses Geschäft nun schon, und seine Firma expandierte Jahr für Jahr, was sich in fetten Gewinner bemerkbar machte. Der einzige Haken an der Sache war, daß Laber wenig Zeit hatte. Und es wurde immer schlimmer.

Martina Menningmann, eine hübsche Frau mit großen Augen und dunklen Haaren, stets nach der neuesten Mode – aber niemals

verrückt – gekleidet, versuchte mit diesem Problem irgendwie fertigzuwerden.

Die ganz große Liebe verband sie nicht mit Markus. Aber sie war ihm sehr zugetan, und er überhäufte sie mit Geschenken. Er war auch stets bemüht, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen, und sie war ihm dafür sehr dankbar.

Sie sah ihn leider nur so selten.

Er wollte nicht, daß sie arbeitete, denn sie sollte immer für ihn da sein. Und so saß sie in seinem schönen großen Haus in Feldmark und tat kaum etwas anderes, als auf ihn zu warten.

Detlev, ja, den hatte sie damals geliebt, als sie ihn heiratete. Unsterblich war sie in ihn, diesen großen starken Mann, verliebt gewesen, und sie hatte sich nicht vorstellen können, daß sie sich jemals von ihm trennen würde. Als er sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle, war das für sie der glücklichste Tag ihres Lebens gewesen.

Doch dann waren diese furchtbaren Schatten auf ihre Ehe gefallen. Man hatte Detlev wegen Mordes eingesperrt.

Das verkraftete Martina nicht. Sie hielt die seelische Belastung, mit einem Mörder verheiratet zu sein, nicht aus. Zwar hatte Detlev immer wieder beteuert, er wäre unschuldig, aber man hatte ihn mit dem Messer in der Hand neben der Leiche angetroffen, und es hatte zwei Augenzeugen geben, die gesehen hatten, wie er zustach.

Detlev – ein Mörder. Darüber kam Martina nicht hinweg. Da man ihren Mann lebenslänglich ins Gefängnis steckte, war sie nur noch auf dem Papier verheiratet. Einen wirklichen Ehemann hatte sie nicht mehr. Sie war allein, daran litt sie vor allem in den einsamen Nächten.

Und da war Markus Laber, der sich so nett um sie bemühte.

Zur Scheidung war es dann nur noch ein ganz kleiner Schritt.

Heute wußte sie nicht mehr, ob es richtig gewesen war, sich von Detlev zu trennen und zu Markus zu ziehen. Aber nun war es schon mal passiert, und Martina versuchte das Beste daraus zu machen.

Sie wußte, daß Detlev ausgebrochen war. Daß ihm der Teufel dabei geholfen hatte, glaubte sie allerdings nicht. Sie hoffte, daß man ihn bald wieder einfing, aber man sollte ihm dabei nicht wehtun.

Man sollte ihn nur daran hindern, daß er möglicherweise hier auftauchte und sie zwang, ihn zu verstecken.

Martina wußte nicht, wie sei darauf reagiert hätte. Einfach nein sagen hätte sie nicht gekonnt, damit hätte sie Detlev wütend gemacht, und in seinem Zorn war er gefährlich. Andererseits aber wollte sie sich auch nicht zu seiner Komplizin machen.

Er war ein gesuchter Mörder. Wenn er hierher kam, würde sie ihn überlisten und der Polizei ausliefern müssen.

Martina begab sich zur Hausbar und nahm sich einen Drink.

»Bleib lieber, wo du bist, Detlev Menningmann«, flüsterte sie. »Am vernünftigsten wäre es, wenn du freiwillig ins Gefängnis zurückkehren würdest. Aber das tust du bestimmt nicht, dazu liebst du die Freiheit viel zu sehr.«

Sie goß sich einen Sherry Brandy ein. Auf dem Highboard stand eine vergoldete Jahresuhr. Unter das Glaskuppel drehten sich vier vergoldete Kugeln unruhig hin und her.

Das Glas in der Hand, betrachtete Martina das Zifferblatt und versuchte mitzukriegen, wie sich die Zeiger bewegten, doch dies geschah so langsam, daß es nicht wahrzunehmen war.

Gestern abend ein Essen mit diesem, vorgestern abend eine Besprechung mit jenem, heute abend eine Zusammenkunft mit Angehörigen der Ölmultis, dachte Martina verstimmt. Und wann ist er mal zu Hause und hat Zeit für mich? Einmal im Monat, wenn's hoch hergeht.

Vor einer Stunde hatte er sie zum letztenmal angerufen, um ihr mitzuteilen, »daß es leider noch dauern würde«. Jetzt lag der Telefonhörer neben dem Apparat, damit Markus nicht wieder anrufen und sie vertrösten konnte.

Sie blickte sich um.

Eigentlich saß sie hier in einem goldenen Käfig. War es erstrebenswert, Markus Labers Frau zu werden?

Sie beschloß, in den nächsten Tagen darüber nachzudenken, was sie unternehmen konnte, um sich nicht mehr so unnütz vorzukommen. Sie würde sich irgendeine Beschäftigung suchen, und Markus würde wohl über übel damit einverstanden sein müssen.

Sie nippte an ihrem Drink und begab sich zur Sitzgruppe.

Plötzlich erstarrte sie. Ihre Finger wurden kraftlos. Das Glas rutschte aus ihrer Hand und zerschellte auf den braunen Fliesen.

Gebannt war ihr Blick auf die grauenerregende Gestalt gerichtet, die auf der Terrasse stand und sie mit glühenden Mörderaugen anglotzte.

Ein Tier war es. Ein Ungeheuer.

Der Satanswolf!

***

Ich hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu sitzen. Rainer fuhr mit vollem Risiko. Trotzdem hatte ich den Eindruck, wir würden nicht schnell genug vom Fleck kommen. Die Zeit brannte uns auf den Fingernägeln.

Zwei Namen geisterten ununterbrochen durch meinen Kopf: Martina Menningmann und Markus Laber. So wie wir, befand sich auch der Satanswolf auf dem Weg zu ihnen, und dieser Gedanke drohte mich langsam, aber sicher, verrückt zu machen.

»Man muß sie warnen!« stieß ich zwischen den Zähnen hervor.

»Telefonisch«, fügte ich hinzu. »Wir hätten es gleich tun sollen, nachdem du die Polizei angerufen hattest.«

Rainer Trissenaar verlangsamte sofort das Tempo. Er steuerte auf eine Telefonzelle zu.

Ich stieg aus.

»Hast du Kleingeld, Tony?« rief er mir nach.

Ich nickte und betrat die Zelle. Nachdem ich den Automaten mit einer Münze gefüttert hatte, wählte ich die Nummer, die unter Labers Namen auf meinem Zettel stand.

Besetzt.

Ich versuchte es noch einmal.

Besetzt.

Ein drittesmal…

Dann hängte ich ein und kehrte zu Trissenaars Opel zurück.

»Nun?« fragte mich mein Frankfurter Kollege.

»Die führen ein Dauergespräch«, brummte ich.

»Besser, wir versuchen erst gar nicht mehr, sie zu erreichen, sondern fahren direkt hin«, meinte Rainer.

»Drück den beiden die Daumen«, sagte ich.

»Schon die ganze Zeit«, erwiderte Trissenaar. »Sie können's gebrauchen.«

***

Der Schock war so groß, daß Martina Menningmann nicht einmal schreien konnte. Auf der Terrasse stand ein schreckliches Ungeheuer, und sie befand sich allein im Haus. Wenn die Bestie hereinkam, würde Martina niemand beistehen. Ein Monster! Ein Wolf mit Hörnern! Die behaarte Satansfratze verzerrte sich. Martina stand reglos da und hatte den Eindruck, in einen entsetzten Alptraum geraten zu sein.

Sie begriff nichts.

Sie konnte nicht verstehen, wie es möglich war, daß es ein solches Ungeheuer gab. Sie konnte sich auch nicht erklären, wieso dieses Scheusal ausgerechnet zu ihr wollte.

Daß sie ihren ehemaligen Mann vor sich hatte, der sich in dieses mordlüsterne Ungeheuer verwandelte, darauf kam sie nicht.

Noch regte auch er sich nicht. Er schien die Situation zu genießen. Grinste er? Fast sah es so aus. Diese Zähne, dachte Martina verstört. O Gott, diese großen, spitzen Zähne! Kalte Schauer überliefen sie. Sie glaubte zu sehen, wie sich das Fell des Satanswolfs sträubte.

Und im selben Moment zerplatzte das Glas der Terrassentür.

Martina zuckte heftig zusammen. Ein Splitterregen flog in das große Wohnzimmer. Die Glasscherben schlitterten über die Bodenfliesen.

Wie hat er das gemacht? fragte sich Martina Menningmann völlig verstört.

Der Satanswolf setzte sich in Bewegung. Martina flehte in Gedanken: Herr im Himmel, steh mir bei! Laß dieses Ungeheuer nicht herein!

Doch ihr Flehen wurde nicht erhört. Ihr Mund trocknete aus. Ihr Herz schlug hoch oben im Hals und drohte zu zerspringen. Das Scheusal kam langsam auf sie zu, und sie war nicht fähig, irgend etwas zu ihrem Schutz zu unternehmen.

Die grauenerregenden Züge des Wolfs veränderten sich. Ein unsichtbarer Trennstrich verlief vertikal durch das Gesicht des Monsters. Während die eine Hälfte die Raubtierschnauze beibehielt, verwandelte sich die andere Hälfte in eine abstoßende Teufelsvisage. Doch sie war nur ganz kurz zu sehen. Die Verwandlung ging weiter, und einen Herzschlag später erkannte Martina die Hälfte eines Menschengesichts.

Das war Detlev!

»Detlev!« preßte sie konfus hervor.

»Ja, mein Liebling, ich bin es!« antwortete das Scheusal. Die Stimme war Martina fremd. In die Worte mengte sich das Knurren des Wolfs.

»Aber… aber …«

»Du kannst es nicht fassen, daß ich so aussehe.«

»Nein«, gab Martina zu. »Wie ist so etwas möglich?«

»Magie. Höllenkräfte. Der Teufel hat seine Hand im Spiel, verstehst du? Ich habe jede freie Minute dazu benützt, um ihn zu beschwören. Ich saß unschuldig hinter Gittern und wollte raus. Es dauerte lange, bis mich der Höllenfürst erhörte, und nun bin ich wieder frei!«

»Aber… du bist zum Ungeheuer geworden …«

»Das stört mich nicht. Es hat sogar viele Vorteile.« Das feindselige Knurren wurde bedrohlicher. »Ich habe mir und dem Teufel geschworen, blutige Rache zu nehmen, Martina! Niemand wollte mir meine Unschuld glauben. Wie einen Mörder hat man mich behandelt, und auch du hast in mir einen Mörder gesehen. Nun gut, jetzt bin ich einer!«

»Detlev!« krächzte Martina.

»Maurus Ditaranto und Ricky Lardas leben nicht mehr, und nun rat mal, aus welchem Grund ich zu dir komme!«

Martina fuhr sich an die bleichen Lippen. »Nein!«

»Doch!« Scharf peitschte Menningmanns Stimme durch den Raum. »Du hast dich von mir abgewandt. Du hast mich verraten. Einem andern hast du dich zugewandt. Mit einem Mörder wolltest du nicht verheiratet sein. Du wolltest nichts mehr von mir wissen, wolltest frei sein für Markus Laber. Aber deine Rechnung geht nicht auf, Martina. Du wirst sterben, und Laber wird dir ins Jenseits folgen!«

»Detlev… das darfst du nicht tun!«

»Nenn mir einen Grund, weshalb nicht!«

»Ich habe dir doch einmal etwas bedeutet!«

»Das ist lange her.«
»Wir haben uns geliebt.«
»Die Liebe ist gestorben, Martina. Es lebt nur noch der Haß!«
Martina Menningmann dachte verzweifelt an Markus Laber.
Wenn er wenigstens jetzt nach Hause gekommen wäre, um ihr beizustehen. Ihr unsteter Blick suchte nach einer Überlebenschance, nach einer Waffe, mit der sie sich verteidigen konnte. Und ihre Augen blieben an einem Kruzifix hängen, das in der Ecke beim Speisetisch befestigt war.
Aus Detlev war ein Monster geworden. Eine Höllenbestie, die sich vor dem Kreuz in acht nehmen mußte. Aber wie sollte Martina es sich holen? Zwischen ihr und dem Kruzifix stand der Satanswolf!
Menningmanns Züge verschwanden. Sie machten der Wolfsfratze wieder Platz. Das Scheusal hielt sich mit keinen weiteren Vorreden mehr auf, sondern stürzte sich auf die verstörte Frau…

***

Rainer fuhr sicher und schnell. Ich ärgerte mich immer noch darüber, daß ich Markus Laber und Martina Menningmann nicht telefonisch warnen konnte. Sie befanden sich in großer Gefahr und wußten es nicht.
Meine Kehle war wie zugeschnürt. Herrgott noch mal, wenn ich den Satanswolf noch einmal vor meine Waffe kriegte, wollte ich mich nicht so leicht austricksen lassen.
Sein Magie-Schlag hatte mich zu überraschend getroffen, deshalb konnte ich nicht reagieren. Doch beim zweitenmal würde ich besser aufpassen.
Trissenaars Gesicht wirkte, als wäre es aus Granit gemeißelt. Er nahm den Fall so ernst, wie er war. Das war gut. Rainer durfte die Sache nicht auf die leichte Schulter nehmen, denn das konnte ihn in arge Schwierigkeiten bringen.
Zwei Tote gingen bereits auf Menningmanns Konto, wobei egal war, ob er Ditaranto und Lardas selbst umgebracht hatte oder die Arbeit seine Wölfe tun ließ.
Es wurmte mich, daß Menningmann zweimal Erfolg gehabt hatte, ohne daß wir es verhindern konnten.
Himmel, gib, dachte ich, daß es bei den beiden Toten bleibt. Treib mir Menningmann in die Arme. Er darf nicht auch noch Martina Menningmann und Laber kriegen.
Trissenaar tippte kurz auf die Bremse. »Ist nicht mehr weit bis zu Labers Haus«, sagte er.
»Ich wollte, wir wären schon da«, brummte ich.
»Dein Wunsch geht in wenigen Augenblicken in Erfüllung, Tony.«
Wir waren mit dem Wagen unterwegs. Detlev Menningmann mußte

die Strecke zu Fuß zurücklegen, aber das hatte nichts zu besagen. Die Hölle konnte für ihn auch Entfernungen schrumpfen lassen – und für uns ausdehnen…

***

Die Starre bröckelte von Martina Menningmann ab wie eingetrockneter Schlamm. Es war ein reiner Reflex, der sie zurückschnellen ließ, als sich der Satanswolf auf sie stürzte. Sie brauchte nicht zu denken. Ihr Tun bestimmte der Lebenserhaltungstrieb.

Die gefährliche Wolfspranke hieb nach ihr. Sie ließ sich einfach fallen, rollte auf dem Boden zur Seite und flitzte sofort wieder hoch.

Der Wolf drehte sich. Haßerfüllte Laute drangen aus seinem weit aufgerissenen Maul. Das bullige, mordlüsterne Ungeheuer versuchte Martina zu erwischen, doch die Frau schlug blitzartig einen Haken, und wieder zischten die rasiermesserscharfen Wolfskrallen knapp an ihr vorbei.

Der Weg zum Kruzifix war jetzt frei für sie. Detlev befand sich nicht mehr zwischen ihr und dem Kreuz.

Ich muß es haben! dachte Martina verzweifelt. Ich muß es in meine Hände nehmen! Nur so kann ich den Wolf in die Flucht jagen!

Mit langen Sätzen rannte sie durch das Wohnzimmer. Sie stieß einen Ledersessel auf Rollen zur Seite. Das Sitzmöbel bewegte sich dumpf grollend auf den Schrank zu und krachte dagegen.

Nippessachen fielen klappernd um.

Der Wolf erkannte, was die Frau vorhatte. Gegen das Kreuz selbst konnte er nichts unternehmen. Aber er vermochte mit seiner Para-Kraft zu erreichen, daß Martina sich damit nicht bewaffnen konnte.

Böse knurrend schickte er einen Magie-Impuls los. Gebündelte schwarze Kraft prallte gegen die Decke, die sofort tiefe Risse kriegte und aufbrach. Verputz prasselte herunter. Deckenziegel lösten sich und fielen herab. Betonbrocken hämmerten vor Martina Menningmann auf den Boden.

Sie stoppte. Staub stürzte sich in ihre Lungen. Sie hustete. Hinter einer dicken grauen Wolke war das Kreuz verschwunden, und die Frau konnte nicht zu ihm, ohne Gefahr zu laufen, von herabstürzenden Ziegeln erschlagen zu werden. Aufgewühlt kreiselte sie herum.

Der Wolf lachte knurrend. Es hörte sich scheußlich an. Das grauenerregende Tier drängte Martina geschickt ab. Sie kriegte einen Schürhaken zu fassen. Obwohl sie sich nicht vorstellen konnte, dem Satanswolf damit gefährlich werden zu können, stürmte sie todesmutig auf ihn ein.

Er hatte ihr seine übernatürliche Macht demonstriert, und es wäre für ihn leicht gewesen, sie nun aufzuhalten, nicht an sich heranzulassen.

Doch sie sollte sehen, wie hilflos sie war, wie rettungslos sie ihm ausgeliefert war. In rasender Verzweiflung schwang sie den Schürhaken hoch.

Er surrte, als sie ihn mit großer Kraft durch die Luft zog. Das schwere Eisen landete genau zwischen den langen, gebogenen Hörnern des Satanswolfs. Martina hatte den Eindruck, sie hätte auf einen Granitblock gedroschen. Der Treffer prellte ihr den Schürhaken schmerzhaft aus der Hand.

Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich. Sie stieß einen gepreßten Schrei aus und wankte zurück. Jetzt war sie mit ihrem Latein am Ende. Ratlos war sie. Mußte sie sich damit abfinden, daß dieses Monstrum sie töten würde?

Wieder lachte der Wolf!

Nein, nein, nein! Sie wollte nicht sterben. Großer Gott, es mußte doch eine Möglichkeit geben, dieser Bestie zu entkommen. Starr waren die Augen des Satanswolfs auf sie gerichtet. Sie zitterte am ganzen Leib, und Tränen quollen aus ihren Augen. Wenn sie sich auf die Knie fallen ließ und um Gnade bettelte – würde das etwas nützen?

Nicht bei diesem Scheusal. Vielleicht hätte sie noch eine Chance gehabt, wenn sie es nur mit jenem Detlev Menningmann von einst zu tun gehabt hätte. Doch den gab es nicht mehr. Das Bündnis mit der Hölle hatte ihn hartherzig und grausam gemacht. Gnade war ein Wort, das er aus seinem Vokabular gestrichen hatte.

Durchdringend starrte er sie an. Sein Blick sagte: Du mußt sterben! Wehr dich nicht dagegen! Es hat keinen Zweck!

Als er auf sie zukam, wich sie Schritt für Schritt zurück, und als sie die Spannung nicht mehr ertragen konnte, hetzte sie erneut los.

Er spielte mit ihr. Sie hatte das Gefühl, der Boden würde unter ihren Füßen plötzlich weich werden. Daunenweich. Sumpfweich. Sie blieb darin regelrecht stecken.

Magie!

Martina Menningmann kam nicht vom Fleck. Sie blickte zurück.

Der Satanswolf hob hechelnd seine Pranken. Die wulstigen Lippen schoben sich weit nach oben. Sie entblößten die eispickelähnlichen Zähne ganz. Durch sie wirst du sterben! dachte Martina verstört.

Sie werden sich tief in dein Leben graben! Du bist verloren!

Der Wolf erreichte sie, und Martina war in diesem schrecklichen Moment klar, daß ihre letzte Stunde geschlagen hatte…

***

»Dieses Haus!« stieß Rainer Trissenaar aufgeregt hervor. Er wies auf ein Gebäude mit Satteldach und Gaupe. Cremefarbener Außenputz, dunkelbraune Fensterläden. Ein herrlicher Kontrast, für den ich im Augenblick jedoch kein Auge hatte. Schön oder häßlich – es war egal,

wie Markus Labers Haus aussah. Wichtig war nur eines: daß die Menschen, die darin lebten, noch *lebten*! Daß sie noch nicht Kontakt mit dem Satanswolf gehabt hatten.

Wir schenkten es uns, am Gartentor zu schellen und darauf zu warten, bis uns geöffnet wurde. Jede Sekunde war kostbar. Unsere Hektik würde sich erst legen, wenn wir Martina Menningmann und Markus Laber sahen – und wenn beide wohlauf waren.

Ich kletterte über den Zaun. Rainer ebenfalls. Natürlich hätte man uns das als Hausfriedensbruch auslegen können. Aber wer war schon so verrückt, seinen Lebensrettern eine solche Klage anzuhängen?

Über einen breiten Rasenteppich hasteten wir auf die Terrasse zu.

Ein Feuerdorn reckte uns seine stacheligen Zweige entgegen, als wollte er uns abwehren. Wir wetzten an ihm vorbei. Drei, vier Stufen. Dann befanden wir uns auf der Terrasse. Ich sah das kaputte Glas der Tür, und meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen.

Detlev Menningmann, der Höllengünstling, hatte es mit Hilfe der schwarzen Macht geschafft, vor uns hier zu sein. Verdammt auch!

Rainer stürmte etwas zu voreilig auf die kaputte Terrassentür zu.

Er hatte eben noch nicht meine Erfahrung im Kampf gegen solche Höllenwesen. Obwohl er wußte, wie gefährlich Menningmann war, setzte er zuviel aufs Spiel, denn er hatte Martina und den Satanswolf erblickt.

Er sah vermutlich eine Chance, die Situation blitzschnell zu bereinigen, Martina zu retten und den Wolf fertigzumachen. Mit meinem Colt Diamondback in der Faust raste er auf die Tür zu.

Das Ungeheuer hörte ihn kommen. Augenblicklich ließ es von Martina Menningmann ab und schraubte sich herum. Das war die Sekunde, in der Rainer Trissenaar den Stecher durchzog.

Der Revolver donnerte los. Eine lange Feuerlanze stach in Menningmanns Richtung. Wenn er sich nicht bewegt hätte, hätte ihn das geweihte Silber voll getroffen. Dadurch aber, daß er sich umdrehte, wischte die Kugel ganz knapp an ihm vorbei.

Und nun legte der Höllengünstling los.

Schwarzmagische Kräfte hieben die Flügel der Terrassentür aus der Verankerung und schleuderten sie dem Privatdetektiv aus Frankfurt entgegen. Hartes Holz knallte quer gegen seine Brust und riß ihn nieder, schleuderte ihn gleichzeitig so kraftvoll zurück, daß er sich auf der Terrasse zweimal überschlug und liegenblieb.

Mir fuhr ein Eissplitter ins Herz, als ich das sah. Ich dachte, Rainer habe es schwer erwischt.

Komm hoch, Junge! schoß es mir durch den Kopf. Nun mach schon! Steh auf!

Doch Rainer Trissenaar rührte sich nicht. Ich eilte zu ihm.

Drinnen im Haus schnappte sich der Satanswolf die Frau. Sie

kreischte. Was sollte ich zuerst tun? Mich um Rainer kümmern? Der Frau beistehen?

Das Monster stampfte mit Martina Menningmann durch das Wohnzimmer. Sein gefährlicher Wille hieb eine Tür auf. Es stürmte vorne aus dem Gebäude raus. Rainer bewegte sich endlich wieder.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

»Wo ist der Wolf?« fragte er benommen.

»Er haut ab. Mit Martina Menningmann!«

»Tut mir leid, Tony. Ich hab’s verpatzt.«

»Kann vorkommen. Wenn wir uns beeilen, können wir ihm die Frau noch abjagen.«

»Ich wußte nicht, daß er *so* gefährlich ist.«

»Er ist noch viel gefährlicher als du glaubst.«

Wir liefen in das Haus, schlugen denselben Weg ein, den der Satanswolf mit seinem Opfer gewählt hatte. Als wir aus dem Haus geschossen kamen, stoppte ein Ford Granada davor. Ein Mann stieg aus – schmaler Kopf, gut angezogen, Stecktuch und Krawatte hatten dasselbe Muster. Das mußte Markus Laber sein. Er schaute uns entgeistert an. Den Satanswolf, der soeben um die Ecke flitzte, sah er nicht. Nur die beiden Männer, die aus seinem Haus kamen. Und er wollte eine Erklärung.

Er besaß Mut, das mußte man ihm lassen. Er wußte nicht, wer wir waren, stellte sich uns aber mit drohend erhobenen Fäusten entgegen. »Halt! Wer sind sie? Was hatten Sie in meinem Haus zu suchen?«

»Martina ist in Lebensgefahr!« sprudelte es aus mir heraus. Ich hätte nicht gedacht, daß ich auf deutsch so schnell reden konnte. Ich berichtete von Menningmann, was aus ihm geworden war, was er bereits verbrochen hatte, welche Ziele er verfolgte und wohin er mit Martina gerannt war.

Laber wurde bleich. »Martina!« stieß er verstört hervor.

»Wir müssen hinterher!« rief Rainer Trissenaar.

»Ich komme mit!« entschied Laber.

»Nein!« erwiderte ich. »Sie bleiben besser hier!«

»Es geht um Martina, die Frau, die ich liebe! Sie können mich nicht daran hindern, um sie zu kämpfen, Ballard!« preßte Laber trotzig hervor.

Für ein langes Hin und Her war keine Zeit. Ich sagte nicht okay, der Mann kriegte nicht mein Einverständnis, mitzukommen. Er handelte auf eigene Verantwortung. Ich konnte keine Garantie für seine Sicherheit übernehmen. Insgeheim hoffte ich, er würde sich die Sache überlegen und uns den Job allein tun lassen.

Als Rainer Trissenaar und ich aber starteten, hängte sich Markus Laber an uns. Hoffentlich ging es für ihn gut. Wenn wir erst mal den Satanswolf gestellt hatten, konnte ich unmöglich Labers Schutzengel

spielen.

Wir liefen auf die Ecke zu, wo Detlev Menningmann aus unserem Blickfeld verschwunden war. Die Straße stieg leicht an. Links eine kleine, düster rauschende Föhrengruppe. Rechts eine Mauer. Dahinter – ein Friedhof.

Und auf der Mauer… ein Schatten. Menningmann! Nur ganz kurz war er zu sehen. Wiederum bemerkte ihn Laber nicht. Aber Rainer Trissenaar und mir fiel die finstere Bewegung auf, die von der Mauer in den Gottesacker wischte.

»Ich werde alles wiedergutmachen, Tony!« versprach Rainer knurrend.

»Das ist nicht nötig. Es genügt, wenn du mir den Rücken deckst«, gab ich zurück. »Keinen falschen Ehrgeiz, Junge. Das kann verdammt ins Auge gehen. Es hat nichts mit Feigheit zu tun, wenn du einen Schritt hinter mir bleibst. Ich möchte es als kluge Taktik bezeichnen.«

Wir erreichten keuchend die Mauer. Sie war nicht hoch. Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, konnte ich hinübersehen. Viel Schwärze auf dem Friedhof. Schwarze Grabsteine. Schwarze Grüfte. Schwarze Büsche. Schwarze Bäume. Und entweder dazwischen oder irgendwo dahinter – der Satanswolf mit seinem Opfer!

Ich überkletterte die Mauer als erster. Noch einmal versuchte ich Markus Laber klarzumachen, daß es vernünftiger war, wenn er nicht mitkam, doch das hätte er wohl nie geschafft. Es wäre ihm unmöglich gewesen, hier stehenzubleiben und das Ergebnis dieser wilden Verfolgungsjagd abzuwarten.

Ich dachte unwillkürlich an Vicky Bonney. Wenn ich sie in Gefahr wußte, gelang es auch niemandem, mich zum Stillhalten, zum Abwarten zu überreden. Ich sprang von der Mauer. Struppiges Unkraut nahm mich auf. Dieser Teil des Gottesackers machte einen verwilderten Eindruck.

Rainer landete neben mir. Neben ihm sprang Markus Laber von der Mauer. Wir hielten alle drei den Atem an und lauschten. Nichts.

Kein Geräusch. Aber der Frieden trog. Detlev Menningmann war mit Sicherheit hier, und ich konnte mir vorstellen, daß er nun nicht mehr bloß die Absicht hatte, mit Martina Menningmann und Markus Laber abzurechnen, sondern daß er noch zwei weitere Namen auf seine Totenliste gesetzt hatte: Rainer Trissenaar und Tony Ballard!

***

Er war eine stadtbekannte Größe gewesen – Herbert »Tiger« Ambros. Das Publikum hatte ihn stets in den Himmel gehoben, vergöttert, ihn, den Lokalmatador von Gelsenkirchen. Herbie »Tiger« Ambros, ein sympathischer Riese. Die absolute Größe im Catchascatchcan-Zirkus. Seine Beliebtheit erreichte die von begehrten Popstars. Wenn er in den

Ring stieg, flippten die Mädchen und Frauen scharenweise aus, denn er war ein hübscher Bursche und nicht so fett wie die anderen Catcher. Er hatte einen traumhaften Körper.

Beinahe wie Arnold Schwarzenegger. Seine glänzenden Muskelpakete ließen so manchen männlichen Zuschauer vor Neid erblassen.

Das war Herbert »Tiger« Ambros gewesen.

Gewesen – denn er lebte nicht mehr.

Er hatte sein Training immer sehr ernst genommen. Von abgekarteten Kämpfen hielt er nichts. Bei ihm mußten sie dich Gegner ehrlich anstrengen, und es gab nicht viele, die sich rühmen konnten, ihn auf die Matte gelegt zu haben.

Es passierte während des harten Trainings. »Tiger« gab seinem Partner die Chance, ihn hochzureißen und niederzuwerfen. Er wollte eine neue Griffkombination ausprobieren, drehte sich während des Fallens, war an diesem Tag aber etwas unkonzentriert, und das hatte schlimme Folgen.

Krachend landete »Tiger« auf der Matte. Sein Körper streckte sich, die Muskeln erschlafften. Der Catcher regte sich nicht mehr.

Man rief sofort nach dem Sanitäter. Der konnte nicht helfen.

Panik brach aus. »Tiger« wurde unverzüglich ins Krankenhaus gebracht.

Blutgerinnsel im Kopf!

Die Ärzte konnten dem kraftstrotzenden Mann nicht mehr helfen.

Ganz Gelsenkirchen trauerte um seinen Catcherkönig. Er wurde feierlich zu Grabe getragen. Die Stadt gab ihrem großen Sohn das Letzte Geleit.

Vor zwei Tagen war das gewesen, und nun lag Herbert »Tiger«

Ambros unter einem tristen braunen Erdhügel. Man würde ihn nie vergessen, hatten die Grabredner betont. *Nie.* Ein Wort, das manchmal allzu unbekümmert in den Mund genommen wird. Gewiß, man würde noch sehr lange an Herbert »Tiger« Ambros denken.

Aber irgendwann würde man ihn doch vergessen, entgegen allen Beteuerungen, die an seinem Grab gemacht wurden.

Detlev Menningmann lief mit Martina an dem frischen Grab vorbei. Der Satanswolf wußte, daß ihm die Verfolger auf den Fersen waren. Martina hatte vor Angst die Besinnung verloren. Sie lag schlaff über der Schulter des Monsters. Arme und Kopf pendelten seltsam lose hin und her. Es hatte den Anschein, als würde das Ungeheuer eine leblose Puppe tragen.

Menningmann schwenkte rechts ab.

Sein Wille brach das Schloß einer schwarzen Marmorgruft auf.

Der Satanswolf hätte Martina jetzt blitzschnell töten können, doch das gefiel ihm nicht. Sie sollte bei Bewußtsein sein, wenn es ihr ans Leben ging. Da es wohl eine Weile dauern würde, bis sie zu sich kam,

wollte Menningmann sie inzwischen in dieser finsteren Gruft ablegen.

Er eilte über steile schwarze Stufen hinunter, ließ die Frau im Inneren der Gruft zu Boden fallen und legte ihr unsichtbare magische Fesseln an. Nun konnte sie ihm nicht weglaufen. Er würde sich ihrer später annehmen.

Mittlerweile würde er sich um Laber, Trissenaar und Ballard kümmern.

Ein böses, knurrendes Lachen entrang sich der Wolfskehle. Er wollte ein neues Höllenregister ziehen. Herbert »Tiger« Ambros sollte in diesem unheimlichen Spiel auch eine Rolle übernehmen!

Menningmann verließ die Gruft. Er eilte geduckt durch die Dunkelheit, erreichte das Grab des Catchers und blieb kurz stehen. Der Vollmond schickte mit seinem silbrigen Licht Kraft in den stählernen Wolfskörper. In der Nähe des Grabes ragte ein alter abgestorbener Baum auf. Er streckte seine blattlosen Zweige und Äste wie Spinnenfinger in die Dunkelheit.

Der Satanswolf sank vor dem frischen Grab auf die Knie. Er wühlte sich mit seinen Krallen in die weiche Erde. Mit unvorstellbarer Schnelligkeit grub er sich in die Tiefe. Schon ratschten seine Krallen über den hölzernen Sargdeckel. Menningmann legte den massiven Sarg frei, hievte ihn hoch und stellte ihn neben den Grubenrand, dicht vor ein graues Steinkreuz, das schief im Boden steckte.

Mit kolossaler Wucht schossen schwarze Energien, von Menningmann ausgehend, in den geschlossenen Sarg. Wie Stacheln bohrten sie sich in den leblosen Körper und verliehen ihm neue, gefährliche Kräfte.

»Steh auf!« telepathierte Detlev Menningmann. »Erhebe dich und unterstütze mich im Kampf gegen die Feinde der Hölle!«

Ein gespenstisches Seufzen drang aus dem Sarg. Fingernägel kratzten innen über den Deckel. Ein Geräusch, das einem Menschen kalte Schauer über den Rücken gejagt hätte.

Der Tote war erwacht – war zum Zombie geworden. Schwarze Kräfte befanden sich nun in ihm und lenkten ihn. Herbert »Tiger«

Ambros preßte die Hände gegen den Sargdeckel und brach ihn auf.

Die Hand des Catchers tauchte auf. Sie war keine Menschenhand mehr. Magie hatte sie verändert. Sie schien auf dem Wege zu sein, sich allmählich in eine Wolfspranke zu verwandeln. Lange Krallen wuchsen an den Fingern.

Der Satanswolf wandte sich vom Sarg ab. Er brauchte sich nicht weiter um den Untoten zu kümmern. Der Zombie wußte nun selbst, was er tun mußte. Mit einem wilden Stoß schleuderte der tote Catcher den Sargdeckel zur Seite, und dann erhob er sich. Leichenblaß war sein Gesicht und von einem grausamen Ausdruck entstellt, während die blicklosen Augen in eine endlose Leere gerichtet zu sein schienen.

Der Zombie stieg aus dem Sarg, und Detlev Menningmann huschte lautlos davon, um sich irgendwo auf dem finsteren Gottesacker auf die Lauer zu legen.

***

Wir begaben uns getrennt auf die Suche nach Martina Menningmann. Ich riet Markus Laber – da er sich schon nicht abschütteln ließ – eindringlich, in Rainer Trissenaars Nähe zu bleiben, denn mein Frankfurter Kollege besaß wenigstens den mit geweihten Silberkugeln geladenen Colt Diamondback.

»In Ordnung«, sagte Laber. »Machen Sie sich um mich keine Sorgen, Ballard.«

Er konnte sagen, was er wollte, ich machte mir trotzdem Sorgen.

Abermals riet ich Rainer Trissenaar, kein Risiko einzugehen. Dann lief ich los, hoffend, daß ich den Satanswolf finden würde, und nicht Rainer.

»Kommen Sie, Laber!« sagte Trissenaar. »Wir versuchen unser Glück in dieser Richtung.«

Markus Laber schüttelte den Kopf. »Das hat keinen Zweck, Trissenaar. Da stoßen wir niemals auf Menningmann und Martina. Ich bin sicher, der Wolf ist mit seinem Opfer hier lang gelaufen.«

»Sie haben gehört, was Tony Ballard sagte! Wir sollen zusammenbleiben!« brummte Trissenaar ärgerlich.

»Ach was.«

»Mann, Sie wissen nicht, wie gefährlich Menningmann geworden ist. Ich hab' ihn schon in Fahrt erlebt.«

»Wenn es für mich zu brenzlig wird, laufe ich davon.«

»Ja, wenn er es zuläßt. Er kann mit Hilfe von Magie jede Art von Materie manipulieren…«

»Wir schlagen diese Richtung ein!« beharrte Markus Laber.

»Entweder kommen Sie mit mir, oder ich begebe mich allein auf die Suche.«

»Und das Versprechen, daß Sie Ballard gegeben haben?«

»Das gab ich ihm nur, damit er Ruhe gibt.«

»Sie sind verrückt, Laber!«

Der Mann wandte sich kurzentschlossen um und eilte davon.

Schon bald hatte ihn die Finsternis verschluckt. Er sprang über steinerne Grabeinfassungen, glitt an Grabsteinen vorbei, versteckte sich kurz hinter einem betenden Steinengel und peilte die Lage.

Schwarzgraue Nebelfetzen tanzten wie Geisterwesen über die Grabhügel. Sie schwebten heran, sich in ihrer unheimlichen Gestalt fortwährend verändernd. Markus Laber fürchtete sich nicht. Er war nur wegen Martina Menningmann in Sorge. Ihr durfte nichts geschehen. Er war bereit, alles für sie zu geben, um sie zu retten.

Haß rumorte in seinen Eingeweiden. Ihm war natürlich klar, daß er mit bloßen Händen nichts gegen den Satanswolf ausrichten konnte. Aber er hoffte, Detlev Menningmann überlisten zu können.

Sie waren immerhin zu dritt. Er, Laber, wollte das Ungeheuer ablenken, damit Rainer Trissenaar sich Martinas annehmen konnte.

Und Tony Ballard würde hinterrücks über das Monster herfallen und es vernichten können. So stellte sich Markus Laber die Aktion auf dem Friedhof vor.

Aber es sollte anders kommen.

Ganz anders…

Schritte in der Nacht! Laber zuckte zusammen, als wäre ein Stromstoß durch seinen Körper gerast. Er duckte sich. Die knirschenden Schritte kamen näher, genau auf ihn zu. Vage waren die Umrisse einer großen Gestalt zu erkennen. Handelte es sich um den Satanswolf?

Laber strengte seine Augen an. Wer kam da? War es Menningmann? Oder Trissenaar? Nein, der konnte unmöglich aus dieser Richtung kommen. Vielleicht handelte es sich um Tony Ballard.

Laber wartete mit angespannten Nerven ab. Er war entschlossen, sich dem Scheusal unerschrocken in den Weg zu stellen. Ehe sich das Monster auf ihn stürzte, wollte er die Detektive herbeirufen.

Wäre doch gelacht, wenn wir diesen Satansbraten mit vereinten Kräften nicht bezwingen könnten, dachte Markus Laber.

Die herannahende Gestalt schälte sich aus dem finsteren Schatten eines Baumes. Das Licht des Vollmonds fiel auf ein bleiches Menschengesicht. Das war nicht Detlev Menningmann.

Markus Laber reagierte auf das, was er sah, völlig konfus. Spukte es zu allem Überfluß auch noch auf diesem Friedhof? Geisterte Herbert »Tiger« Ambros neuerdings auf diesem Gottesacker?

Laber war total durcheinander. Das Auftauchen von Ambros warf ihn aus dem seelischen Gleichgewicht, denn damit hatte er nicht gerechnet. Mit dem Satanswolf, ja, mit dem hatte er gerechnet, auf eine Begegnung mit ihm war er vorbereitet gewesen.

Aber Herbert »Tiger« Ambros…

Der Catcher blieb stehen. Breitschultrig, kraftstrotzend, mit erhobenen Klauen stand er da. Labers Herz klopfte wild gegen die Rippen. So laut, daß es Ambros hören mußte.

Der Catcher wandte sich jenem Engel zu, hinter dem Markus Laber kauerte. Er zog die Luft prüfend ein. Wie ein Wolf – obwohl er keiner war. Der Zombie schien die Anwesenheit eines Menschen zu wittern. Der grausame Ausdruck, der sein Gesicht prägte, wurde intensiver.

Mit langsamen Schritten setzte sich der Untote in Bewegung.

Gleich dreh' ich durch! dachte Markus Laber verstört. Er federte erst hoch, als Ambros den Engel erreichte. Ein gefährliches Zischen kam

über die fahlen Lippen des wandelnden Toten.
Laber wollte Tony Ballard und Rainer Trissenaar zu Hilfe rufen.
Da schlug der Zombie zu, und der Schrei blieb in Labers Kehle stecken. Der Mann wurde von der Wucht des Schlages niedergeworfen.
Herbert »Tiger« Ambros setzte sofort nach. Er griff mit seinen Klauen nach Markus Laber. Der warf sich, auf dem Boden liegend, herum und sprang keuchend auf. Der Catcher erwischte ihn und riß ihn an sich. Eiskalte Totenfinger legten sich um Labers Kehle und drückten brutal zu. Laber wehrte sich verzweifelt, aber vergeblich…

***

Trissenaar fühlte sich für Labers Sicherheit verantwortlich. Wenn der Mann so stur war, mußte eben er, Trissenaar, nachgeben. Rainer konnte Laber unmöglich einfach seinem Schicksal überlassen.
Wenn Markus Laber etwas zustieß, machte er sich ewig Vorwürfe.
Ärgerlich kehrte er um und schlug die Richtung ein, in der sich Laber entfernt hatte. Er hoffte, daß der Mann noch nicht auf das Ungeheuer gestoßen war.
Der Detektiv aus Frankfurt wieselte zwischen den Grabsteinen hindurch.
Plötzlich stutzte er.
Dort vorn wurde ein Kampf auf Leben und Tod ausgetragen!
Markus Laber! Aber wer war der andere? Das war nicht Detlev Menningmann! Rainer Trissenaar beeilte sich. Schon nach wenigen Schritten erkannte er, mit wem Laber kämpfte. Das war der kürzlich verstorbene Catcher Herbert »Tiger« Ambros! Trissenaar war fast genauso perplex wie vorhin Markus Laber. Der Tote war aus seinem Grab gestiegen! Das konnte nur Detlev Menningmann mit seiner verdammten Magie veranlaßt haben.
Trissenaar hob den Colt Diamondback. Er zielte sorgfältig, um nicht Laber zu treffen. In dem Moment, wo er abdrücken wollte, drehte sich Ambros mit Laber. Trissenaars Finger löste sich sofort wieder vom Abzug. Er atmete nervös durch. Um ein Haar hätte er die Silberkugel in Labers Rücken gesetzt.
Er eilte näher heran. Markus Laber röchelte entsetzlich. Er wehrte sich verzweifelt, konnte aber nur noch verlieren.
Trissenaar sprang hinzu. Er setzte dem Zombie die Waffe an den Schädel. Da ließ der Untote Markus Laber blitzschnell los und wandte sich dem Detektiv aus Frankfurt zu. Sein gewaltiger Schlag hieb Trissenaar den Colt aus der Hand. Kein Schuß fiel. Der Diamondback flog in hohem Bogen durch die Luft, überschlug sich mehrmals und landete auf einem Grabhügel.
Laber sank erschöpft zu Boden. Er hustete und massierte seinen

schmerzenden Hals. Was wenige Schritte neben ihm passierte, schien er nicht mitzukriegen. Rainer Trissenaar begriff, daß nun er sich in Labers Situation befand. Wie sollte er ohne den Diamondback mit Herbert »Tiger« Ambros fertigwerden? Zu Lebzeiten schon war der Catcher nahezu unbezwingbar gewesen. Und nun war er zum Zombie geworden, randvoll aufgepumpt mit schwarzer Magie!

Den Colt! hämmerte es zwischen Trissenaars Schläfen. Du mußt dir den Colt holen!

Der Untote schlug ihm die Faust in den Bauch. Trissenaar stöhnte auf und klappte mit schmerzverzerrtem Gesicht zusammen. Er rammte dem Zombie den Kopf in die Magengrube und schnellte sofort wieder zurück, ehe dieser ihn ergreifen konnte. In Gedankenschnelle drehte er sich um. Er brauchte den Diamondback!

Der Catcher bewies, daß er den Namen »Tiger« zu Lebzeiten verdient hatte. Er sprang hinter Trissenaar her. Gestreckt flog er durch die Luft. Seine Hände erwischten die Beine des Detektivs und rissen ihn nieder.

Rainer Trissenaar fluchte. Er wälzte sich auf den Rücken. Und schon war der wendige, kräftige Catcher über ihm. Als sich die eiskalten Hände um seinen Hals legten, wurde Trissenaar kochend heiß.

Jetzt brauchte er dringend Hilfe, sonst war er verloren. Er war zwar in Judo und Karate ausgebildet, doch damit kam er bei dem Zombie nicht an. Der Untote ließ sich von den Befreiungstritten und -schlägen nicht beeindrucken.

»Laber!« krächzte Rainer Trissenaar.

Markus Laber reagierte nicht.

»Laber! Den Colt… Schnell! …«

Laber hob verstört den Kopf. Er sah Trissenaar. Der Detektiv lag auf dem Rücken. Der Zombie kniete über ihm und drohte ihn zu erwürgen.

»Den Colt… Schnell! …«

Trissenaars Worte waren kaum noch zu verstehen. Markus Laber kämpfte sich mühsam hoch. Er war kraftlos, erschöpft, innerlich zerstört, denn er war nur knapp dem Tod entronnen – jenem Tod, den der Zombie nun Trissenaar zudachte.

»Schnell… Um Himmels willen …«

Laber wankte vorwärts. Langsam. Sein Gehirn arbeitete nicht mehr richtig. Jeder Denkprozeß dauerte endlos lange. Trissenaar bäumte sich verzweifelt auf. Da ihm Laber nicht rasch genug half, wollte er sich selbst helfen. Er mobilisierte seine allerletzten Kraftreserven. Verzweifelt hieb er in das bleiche Zombiegesicht. Kein Erfolg. Die krallenbewehrten Finger schlossen sich immer fester um Trissenaars Hals.

»Den Colt…« Es war ein dünnes Hauchen …

Laber stolperte an Trissenaar und dem Untoten vorbei. Als er sich

nach dem Diamondback bückte, stieß Herbert »Tiger« Ambros ein warnendes Fauchen aus, und Markus brachte nicht mehr den Mut auf, die Waffe aufzuheben.

Das konnte für Rainer Trissenaar nur das Ende bedeuten…

***

Ich bekam von diesem mörderischen Kampf nichts mit, sonst wäre ich Rainer Trissenaar, diesem sympathischen Burschen, selbstverständlich unverzüglich zu Hilfe geeilt. Ich pirschte an der Nordmauer des Gottesackers entlang und hatte das Gefühl, mich auf dem richtigen Weg zu befinden. Die Weihwasserpistole lag in meiner Linken, während meine Rechte mit dem magischen Ring zur Faust geballt war.

Hölle und Teufel, wo steckte der Satanswolf? Warum hörte ich von Martina Menningmann keinen Laut? Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, daß das Ungeheuer sie bereits getötet haben konnte.

Ich glitt an einer Hecke vorbei, versuchte so lautlos wie möglich zu sein, und erreichte die Holzhütte des Friedhofgärtners. Ein Steinbrunnen befand sich daneben, in dem klares Wasser zitterte, wenn der Wind mit seinen unsichtbaren Fingern darüberstrich.

Ich versuchte mich auf meinen Feind zu konzentrieren, nahm seine Gegenwart jedoch nicht wahr.

Als Mr. Silver seine übernatürlichen Fähigkeiten noch besessen hatte, war es ihm hin und wieder gelungen, Gegner mit seinem Dämonenradar zu orten. Doch das schaffte er nun ebensowenig wie ich. Ich hoffte für ihn und für uns alle, die wir auf der Seite des Guten standen, daß er den Tunnel der Kraft ausfindig machte und wiedererstarkte.

Ich wollte weiterschleichen.

Da riß mich plötzlich ein Schrei herum. »Ballard! Tony Ballard!«

Das war Markus Laber. Es mußte etwas passiert sein oder soeben passieren.

»Ballard!«

»Ich bin hier!« gab ich zurück und rannte der Stimme entgegen.

Von Rainer Trissenaar vernahm ich nichts. Das gab mir zu denken.

Ich flitzte den Kiesweg entlang. Herrgott noch mal, nun mußte ich mir schon um zwei Personen Sorgen machen: um Martina Menningmann und um Rainer Trissenaar.

Himmel, steh ihm bei! flehte ich. Wenigstens so lange, bis ich bei ihm bin!

In der Dunkelheit tauchte Markus Laber auf. Er lief nicht. Er ging.

Nein, gehen konnte man das auch nicht nennen. Er taumelte, als wäre er betrunken. Oder vollkommen erledigt.

Ich verdrängte Detlev Menningmann vorläufig in den Hintergrund

meines Geistes. Im Vordergrund stand die Frage: Was ist mit Trissenaar geschehen? Etwas anderes hatte in meinem erhitzten Schädel kaum noch Platz.

Ich jagte auf Laber zu. »Was ist passiert?«

Er hatte rote Würgemale am Hals. Panik verzerrte sein Gesicht.

Er schüttelte immer wieder den Kopf, redete aber nicht.

Ich schüttelte ihn. »Was ist passiert, Laber?«

»Trissenaar…«

»Was ist mit ihm?«

»O mein Gott…«

»Ich bitte Sie, reden Sie! Habt ihr Menningmann aufgestöbert?«

»Nein.«

»Was dann? Mann, lassen Sie sich nicht jedes Wort aus der Nase ziehen!« schrie ich Laber an und schüttelte ihn wieder, heftiger.

»Der Zombie…«

»Mein Gott, was für ein Zombie?« Mir war, als würde mich jemand mit Eiswasser übergießen. Hatte Menningmann seine übernatürlichen Kräfte dazu benützt, um die Toten aus den Gräbern zu holen? Das war ja entsetzlich. Mit dieser gefährlichen, grauenvollen Wendung hatte nicht einmal ich gerechnet.

»Herbert ›Tiger‹ Ambros…«

»Der Catcher!« entfuhr es mir. Ich hatte in der Zeitung vom Tod und vom Begräbnis des Lokalmatadors gelesen. Menningmann hatte ihn wiedererweckt. Ihn und wie viele Leichen noch? »Dieser Bastard!« schrie ich wütend. »Zuerst versteckte er sich hinter den Wölfen, und nun hinter Zombies!«

»Es ist nur Ambros«, keuchte Markus Laber. »Er… er fiel über mich her! Trissenaar eilte mir zu Hufe. Da ließ Ambros von mir ab und griff den Detektiv an.«

»Warum hat Trissenaar den Untoten nicht niedergeschossen?«

»Ambros ließ es nicht dazu kommen.«

»Und jetzt?«

»Ich… ich bin ein Versager. Großer Gott, ich schäme mich …«

»Weswegen denn? Zum Henker, reden Sie doch endlich!«

»Trissenaar hat mir das Leben gerettet. Dadurch geriet er in die gleiche Situation, in der ich mich befunden hatte. Er rief mir zu, ich solle den Colt holen, der auf einem Grabhügel lag. Ich… ich habe zu lange gezögert … Als ich es dann doch tun wollte, verscheuchte mich das aggressive Fauchen des Untoten … Ich bin ein elender Feigling, Ballard …«

Ich hörte mir das Gejammer nicht weiter an, ließ den Mann stehen und jagte durch den Friedhof. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Vielleicht konnte ich Rainer Trissenaar noch retten.

Gott gebe es…

Ich entdeckte die beiden – den untoten Catcher und meinen deutschen Freund. Herbert »Tiger« Ambros ließ soeben von Trissenaar ab. Mir krampfte es das Herz zusammen. Rainer! Lebte er nicht mehr? Der Zombie hätte sich bestimmt nicht von ihm gelöst, wenn sich noch ein Funken Leben in ihm befunden hätte.

Rainer!

Für mich brach eine Welt zusammen. Er konnte nicht mehr leben.

Wut und Haß, Verbitterung und Enttäuschung machten mich blind.

Das war gefährlich, aber ich vermochte mich nicht zu beherrschen.

Dieser gottverfluchte Zombie hatte einen Mann umgebracht, dem ich menschlich sehr nahe gestanden hatte.

Rainer Trissenaar, der *einmal* an meiner Seite kämpfen wollte, der sich darüber gefreut hatte, als er von Detlev Menningmanns Ausbruch gelesen hatte, der stolz darauf gewesen war, mit mir dieses Abenteuer zu bestreiten.

Diesen Rainer Trissenaar gab es nicht mehr.

Menningmanns Zombie hatte ihn umgebracht!

Ich hatte mich nicht mehr in der Gewalt. Das kommt bei mir selten vor. Ich hätte wohl kaum so viele Abenteuer heil überstanden, wenn ich nicht in den meisten Fällen einen kühlen Kopf bewahrt hätte. Doch manchmal wurde es selbst mir, der einiges gewöhnt war, zuviel.

Trissenaars letzte heldenhafte Tat war es gewesen, einem Menschen selbstlos das Leben zu retten.

Aber dann, als er selbst Hilfe gebraucht hätte, hatte Markus Laber kläglich versagt.

Ich haßte das Schicksal, das so grausam hart zugeschlagen hatte.

Und Haß kann eine gewaltige Triebfeder sein!

Der Zombie wandte sich mir zu. Rainer Trissenaar lebte nicht mehr, und mich wollte der Untote gleich hinter dem Detektiv aus Frankfurt herschicken. Doch ich war nicht Markus Laber und auch nicht Trissenaar. Jetzt hatte es der verdammte Zombie mit Tony Ballard, dem Dämonenhasser, zu tun, und ich wollte ihm beweisen, daß er mit mir kein so leichtes Spiel hatte.

Ich richtete die Weihwasserpistole auf ihn und drückte ab. Ein nadeldünner Strahl zischte aus der Düse. Getroffen brüllte der Zombie auf. Es hatte den Anschein, als hätte ihn eine Kanonenkugel getroffen. Er wurde herumgerissen und landete neben Trissenaar auf dem Boden. Ein konvulsivisches Zucken erfaßte seinen Körper.

Ich hechtete an ihm vorbei und holte mir meinen Colt Diamondback, und als Herbert »Tiger« Ambros sich bemühte, wieder aufzustehen, schaltete ich ihn mit zwei geweihten Silberkugeln, die ich aus kürzester Distanz abfeuerte, endgültig aus.

Es war ein Sieg. Doch wenn mein Blick auf Rainer Trissenaar fiel, hatte ich auf diesem Friedhof eine meiner schmerzhaftesten

Niederlagen erlitten.
Und der Kampf war noch nicht zu Ende. Ich vernahm plötzlich Martina Menningmanns Hilferufe. Dumpf, hallend klangen sie, als würden sie aus einer Gruft kommen. Aha, der Satanswolf hat sie versteckt, um sich besser zunächst um uns kümmern zu können.
Ich lief auf die Hilferufe zu.
Da schrie auf einmal auch Markus Laber, daß mir die Haare zu Berge standen. Er war näher. Ich änderte geringfügig meine Laufrichtung, und als ich den Mann dann erblickte, wurde mir in vollem Umfang klar, mit was für einem mächtigen Gegner ich es auf diesem Friedhof zu tun hatte.
Laber befand sich nicht zwischen den Gräbern. Er stand nicht auf dem Boden. Er hing in der Luft. Magie hielt ihn dort oben fest. Der Satanswolf war dafür verantwortlich. Ich suchte ihn gehetzt, entdeckte ihn jedoch nirgendwo.
Markus Laber schrie wie auf der Folter. Die Höhe: etwa zehn Meter. Deutlich sah ich den verzweifelten Mann vor mir, denn genau hinter ihm leuchtete die riesige Scheibe des Vollmonds. Es schien der Mond zu sein, der den Mann wie ein Magnet festhielt. Doch ich wußte es besser, wer mit Markus Laber wirklich spielte.
Ich brauchte Menningmann nicht unbedingt zu sehen.
»Menningmann!« brüllte ich aus vollem Halse. »Laß ihn runter! Kämpf gegen mich! Laß *mich* sehen, wir stark du tatsächlich bist!«
O Gott, der Satanswolf erfüllte mir meinen Wunsch. Er ließ Markus Laber runter, aber nicht langsam, behutsam. Er trennte die magische Verbindung einfach, und nun gab es nichts mehr, was Laber in der Luft festhielt. Er stürzte augenblicklich in die Tiefe.
Aus einer Höhe von zehn Metern! Und der Höllengünstling richtete es auch noch so ein, daß Laber direkt auf ein eisernes Grabkreuz fiel.
Das Eisen durchdrang den Brustkorb des Unglücklichen, und auf Menningmanns Konto kam ein weiterer Toter.
»Es ist genug!« schrie ich, daß mir die Adern weit aus dem Hals traten.
Die Hilferufe Martina Menningmanns machten mir klar, was ich als nächstes tun mußte. Mit langen Sätzen lief ich dorthin, woher die verzweifelten Rufe des Mädchens kamen.
Ich rechnete damit, daß mich der Satanswolf nun persönlich angreifen würde, doch er versuchte mich auf eine andere Weise von meinem Vorhaben abzubringen. Seine magische Kraft riß Grabsteine aus dem Boden. Er schleuderte sie hinter mir her. Steinfiguren wirbelten durch die Luft. Marmorplatten segelten heran, als gäb's die Schwerkraft nicht mehr.
Ich suchte hinter Bäumen und hohen Grabsteinen Deckung, während mich der Satanswolf immer vehementer attackierte. Ich konnte immer

nur ein Stück laufen, mußte mich dann wieder hinschmeißen, um den schweren Wurfgeschossen zu entgehen.

Als ich die Gruft endlich erreichte, in der sich Martina Menningmann befand, brachte der Höllengünstling den Eingang zum Einsturz. Krachend zerbrachen zentimeterdicke Marmorplatten und wesentlich dickere Steinblöcke. Ein riesiger unsichtbarer Hammer schien die Gruft getroffen zu haben. Martina kreischte drinnen verzweifelt auf.

Bisher hatte Menningmann alles erreicht, was er wollte. Er hatte sich an Maurus Ditaranto und Ricky Lardas gerächt. Sein Zombie hatte Rainer Trissenaar getötet. Er selbst hatte Markus Laber umgebracht. Die Befürchtung lag nahe, daß auch Martina Menningmann ihr Leben verlieren würde.

Mein Zorn ließ mich jede Vorsicht vergessen. Mit bloßen Händen wollte ich den Grufteingang freilegen.

Da tauchte hinter mir plötzlich der Satanswolf auf, und mir war klar, daß diese Begegnung nur einer von uns beiden überlegen konnte.

***

Er griff nicht mit Pranken und Zähnen an, sondern ließ mich wieder seine Para-Kraft spüren. Eine unsichtbare Faust ergriff mich und riß mich hoch. Ich begriff, was Detlev Menningmann mit mir vorhatte.

Ich sollte so sterben wie Markus Laber.

Zunächst sollte ich hilflos zwischen Himmel und Erde hängen, um zu sehen, wie machtlos ich gegen den Höllengünstling war.

Und wenn mich sein schwarzmagischer Kraftakt genügend beeindruckt hatte, würde er mich fallenlassen. Vielleicht nicht auf ein eisernes Kreuz, sondern vor seine Füße, wo er mir dann mit einem grausamen Biß die Seele aus dem Leib riß.

Aber er machte einen Fehler!

Er übersah, daß ich bewaffnet war. Ich konnte mich zwar kaum bewegen, doch es reichte aus, um den Diamondback auf ihn zu richten, und ehe er gewahrte, wie kritisch seine Lage in diesem Moment war, donnerte mein Colt los und schleuderte ihm geweihtes Silber entgegen.

Die Para-Verbindung zerriß. Ich stürzte aus einer Höhe von zwei Metern ab. Das war auszuhalten. Ich rollte wie ein Fallschirmspringer ab und stand Sekunden später wieder auf den Beinen.

Der Treffer machte Menningmann sichtlich zu schaffen. Mein Diamondback hämmerte weiter. Ich schoß, so schnell, wie ich den Finger krümmen konnte, und nur eine einzige Kugel verfehlte ihr Ziel.

Jeder Treffer ließ den Satanswolf heftig zusammenzucken. Die Silbergeschoße stießen das Ungeheuer zurück. Es fiel gegen einen hohen Grabstein, der es weit überragte. Meine Projektile hatten ihm tiefe Löcher in die behaarte Brust gestanzt.

Er hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, auf den Beinen zu bleiben.

Langsam rutschte er am glatten Stein nach unten. Er kippte zur Seite und rollte auf den Rücken.

Obwohl er mein Feind war, wollte ich ihn nicht leiden lassen. Ich trat zu ihm und zielte mit dem Colt zwischen seine Augen, um seinen Todeskampf abzukürzen. Doch ich hatte nicht mitgezählt. Als ich abdrückte, machte es nur »Klick!« Keine Kugel mehr in der Trommel.

Der Satanswolf riß sein furchterregendes Maul auf, und es sah aus, als wollte er mich auslachen.

Ich steckte den Diamondback in die Schulterhalfter und jagte ihm blitzschnell einen Weihwasserstrahl in den Rachen. Hart klappten die eispickellangen Raubtierzähne zusammen. Im Schädel des Monsters wütete die Kraft des Guten. Der Satanswolf riß mit einemmal entsetzt die Augen auf, und dann zerplatzte sein Kopf.

Rotes Feuer schoß mir entgegen. Ich sprang zurück. Sengend heiß fegte es an mir vorbei. Der Brustkorb des Satanswolfs sank ein und brach auseinander. Der Verfall schritt rasch fort, und binnen weniger Augenblicke war die Bestie verschwunden.

Schluchzen. Hinter mir! Ich wandte mich der zerstörten Gruft zu und befreite Martina Menningmann. Weinend und schrecklich zitternd sank sie mir in die Arme, nachdem ich mit meinem Ring die magischen Fesseln zerstört hatte. Während wir den Friedhof verließen, berichtete ich ihr, was sich ereignet hatte, doch ich war nicht sicher, daß sie meine Worte auch mitbekam.

Von Markus Labers Haus aus rief ich die Polizei an, die dann den traurigen Rest besorgte.

Als ich zwei Tage später nach London zurückflog, war ich mit meinen Gedanken bei Rainer Trissenaar, und ich wußte, daß ich über diesen Verlust lange nicht hinwegkommen würde.

Meine Gedanken eilten weiter nach Hause, und ich hatte so eine unbestimmte Ahnung, daß Roxane und Mr. Silver mittlerweile herausgefunden hatten, wo sich der Tunnel der Kraft befand…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 15 »Die Augen des Dr. Schock«